

# Hugo von Hofmannsthal – Maximilian Harden

## Briefwechsel

Herausgegeben von Hans-Georg Schede

### Einleitung

Die Korrespondenz zwischen Hugo von Hofmannsthal und Maximilian Harden bietet Einblicke in eine Bekanntschaft, die während der Dauer eines Jahrzehnts – 1896 bis 1908 – zwischen persönlicher Verbundenheit und geschäftlichen Interessen wechselhaft schillerte. Harden galt als schwierig. Fast alle seine Freundschaften endeten in spektakulären Zerwürfnissen oder in bitterem Schweigen. Das hatte verschiedene Ursachen: etwa seine exponierte Stellung als der wohl prominenteste Publizist der Regierungszeit Wilhelm II., der sich mit der Mißgunst seiner weniger einflußreichen Kollegen und mit der Feindschaft derer, die er in seinen Artikeln oft unbarmherzig angriff, auseinandersetzen mußte; ferner ein nicht unbegründetes Mißtrauen, ob die Aufmerksamkeiten, die ihm entgegengebracht wurden, ihm »als Menschen« galten, wie er einmal mit Blick auf Harry Graf Kessler an Hofmannsthal schrieb, oder nicht lediglich einem »über das Papier einer Wochenschrift Verfügenden« (Brief von Pfingsten 1905); schließlich der agonale Grundzug seines ebenso unbestechlichen wie selbstgerechten Charakters, sein Einzelgängertum und sein Wissen um die eigene, immer am Rande der Erschöpfung über Jahrzehnte fortgesetzte gewaltige Arbeitsleistung. All dies trug dazu bei, den persönlichen Umgang mit ihm zu komplizieren.

Harden gegenüber zeigte sich aber auch Hofmannsthal verletzbar und empfindlich. In dem vorliegenden fragmentarischen Briefwechsel der beiden liegt die Initiative eindeutig bei Hofmannsthal. Die Gründe hierfür sind naheliegend: Vor 1900 war der junge Wiener Autor interessiert, in Hardens Berliner Wochenschrift »Zukunft«, die sich seit ihrer Gründung im Herbst 1892 innerhalb kurzer Zeit einen guten Namen erworben und weite Verbreitung gefunden hatte, eigene Arbeiten zu veröffentlichen; nach 1900 warb Hofmannsthal zeitweise intensiv um Harden, der als einflußreicher Verbündeter den Widerstand vor allem der Wiener Kritik brechen sowie die abweisende Haltung des Burgtheaters gegenüber Hofmannsthal überwinden helfen

sollte; zudem war er Harden für dessen einsichtsvolle Würdigungen der Griechendramen »Elektra« (1904) und »Ödipus und die Sphinx« (1906) in der »Zukunft« zu Dank verpflichtet. Auch über Aufsätze Hardens, die andere Gegenstände betrafen, sowie über dessen titanenhafte Gesamtleistung als Herausgeber und gewichtigster Beiträger der »Zukunft« schrieb er ihm voller Bewunderung. Diese Anteilnahme an der Existenz Hardens und seiner Zeitschrift hielt ihn aber nicht davon ab, den Kontakt im Frühjahr 1899 für fast fünf Jahre vollständig abreißen zu lassen, nachdem Harden in dem für seine ablehnenden Besprechungen typischen sarkastischen Ton die Doppelpremiere von Hofmannsthal's »Hochzeit der Sobeide« und seines »Abenteurers« etwas abschätzig rezensiert hatte.<sup>1</sup> Diese Kritik hatte Hofmannsthal so verletzt, daß er noch Jahre später, als man den Briefverkehr wieder aufgenommen hatte, darauf zu sprechen kam. Von nun an beobachtete Hofmannsthal in der Korrespondenz mit Harden neben aller widerentdeckten Herzlichkeit auch eine merkwürdige Behutsamkeit, um neuerlichen Irritationen vorzubeugen. Diese blieben dennoch nicht aus, vor allem als Hofmannsthal im Frühjahr 1905 den Berliner in seine Wiener Kämpfe hineinzuziehen wünschte und im Eifer des Gefechts in langen Briefen Hardens Selbstgefühl als eines zwar wohlwollenden aber doch jedenfalls unabhängig agierenden Kombattanten etwas strapaziert haben mag. Als Harden dann im März 1906 das jüngste Stück von Arthur Schnitzler – den »Ruf des Lebens« – hämisch verriß, nachdem er mit dem Autor zuvor jahrelang einen herzlichen persönlichen Umgang gepflegt und seine Arbeiten von der »Zukunft« aus unterstützt hatte, muß sich Hofmannsthal in seiner Ahnung, daß auf Hardens Loyalität kein Verlaß sei, bestätigt gefühlt haben. Zwar versuchte Hofmannsthal zu beschwichtigen und gab dabei sogar, erschrocken über Hardens kalte Entgegnung, Schnitzlers Stück preis. So blieb das Verhältnis nach außen hin zunächst unverändert. Der Briefwechsel aber schlief, als Harden im Zuge der Eulenburg-Affaire wie nie zuvor in der öffentlichen Kritik stand, ein.<sup>2</sup> Einer öffentlichen Ehrenerklärung zugunsten Hardens im Dezember 1907, mit der Hofmannsthal eine vom »Morgen« veranstaltete Umfrage unter Schriftstellern und Künstlern beantwortete, folgten am 8. Januar, am Tage der Verurteilung Hardens, und zehn Tage darauf Hof-

<sup>1</sup> »Theater«, in: Die Zukunft, 7. Jg., Nr. 27 vom 1. April 1899, S. 43–48.

<sup>2</sup> Zur Eulenburg-Affaire vgl. S. 18–20.

mannsthals letzte Briefe, auf die keine Antwort Hardens mehr bekannt ist. Am 3. März 1908 notierte Harry Graf Kessler in seinem Tagebuch, Hofmannsthal habe bei einem gemeinsamen Frühstück mit Gerty Hofmannsthal im Berliner Carlton über Harden geäußert, »er sei von Allen verlassen, man höre selbst von Leuten wie Rathenau nie mehr seinen Namen. Es sei schrecklich, aber es liege darin eine gewisse tragische Gerechtigkeit; denn er sei nicht nur für den einen Fall bestraft, sondern dieser eine Fall resümiere seine ganze Existenz, die innere Unwahrhaftigkeit etc.«<sup>3</sup> Die Feststellung Hofmannsthals, daß alle sich zu diesem Zeitpunkt von Harden abgewandt hatten, galt auch für ihn, Hofmannsthal, selbst.<sup>4</sup>

Schon früh war sich Hofmannsthal der Bedeutung Hardens bewußt. Noch als Gymnasiast und noch bevor Harden sich im Herbst 1892 mit der »Zukunft« sein eigenes publizistisches Organ schuf, bezeichnete er ihn in seinem im Dezember 1891 veröffentlichten Aufsatz über Laurence Oliphant – »Englisches Leben« – neben Paul-Louis Courier als einen der »ganz großen Pamphletisten«.<sup>5</sup> Als er sich am 2. Dezember 1896 bei Harden für die Zusendung von dessen Aufsatzsammlung »Literatur und Theater« bedankte, wies er darauf hin, daß er »fast alle diese Aufsätze schon einmal gelesen« habe.<sup>6</sup> Bei der überwiegenden Mehrzahl der dort vereinigten Texte handelt es sich um literaturkritische Betrachtungen, die Harden bereits um 1890, vor allem in der »Nation«, veröffentlicht hatte. Bemerkenswerterweise erwähnt Harden in seinem Aufsatz über »Dostojewskij«, der am 24. August 1889 in der »Nation« erschien,<sup>7</sup> den im Vorjahr verstorbenen ehemaligen Innenminister und obersten Sicherheitsbeamten Ruß-

<sup>3</sup> Vgl. Werner Volke, Unterwegs mit Hofmannsthal. Berlin – Griechenland – Venedig. Aus Harry Graf Kesslers Tagebüchern und aus Briefen Kesslers und Hofmannsthals, in: HB 35/36, 1987, S. 57.

<sup>4</sup> Oswalt von Nostitz hat in seinem Vortrag »Hofmannsthal und das Berliner Ambiente. Persönliche Begegnungen« auf dem knappen Raum von anderthalb Seiten bereits einmal den Versuch unternommen, Hofmannsthals Verhältnis zu Harden zu charakterisieren (in: Ursula Renner und G. Bärbel Schmid [Hg.], Hugo von Hofmannsthal. Freundschaften und Begegnungen mit deutschen Zeitgenossen, Würzburg 1991, S. 55–72, darin: S. 68–70). Seine Skizze erscheint insgesamt recht treffend, auch wenn seine Datierungen der unveröffentlichten Briefe, die er eingesehen und zitiert hat, nicht immer ganz zuverlässig sind.

<sup>5</sup> GW RA I, S. 133.

<sup>6</sup> Siehe S. 24.

<sup>7</sup> 6. Jg., 1888/89, Nr. 47, S. 703–70, das Zitat S. 704.



lands, Michail Tariélovic Lorís-Mélikov, dessen Name Hofmannsthal in seinen dichterischen Anfängen bekanntlich als Pseudonym diente.<sup>8</sup> Beim Begräbnis Dostojevskijs im Februar 1881, so Harden, habe ein Volk von Armen und Elenden in leidenschaftlichem Schmerz die offene Bahre des Dichters umringt. »Der kluge Loris Melikov« habe sich standhaft geweigert, gegen die Leidtragenden einzuschreiten und statt dessen vorgezogen, sich dem Gefühl der Massen anzuschließen. Es ist nicht auszuschließen, daß Hofmannsthal unter dem Eindruck dieses Bildes sein Pseudonym wählte.

Kurz nach der Erwähnung Hardens in Hofmannsthals »Englischem Leben« verfaßte Richard Beer-Hofmann einen enthusiastischen Aufsatz »Maximilian Harden«, den er der »Frankfurter Zeitung« zur Veröffentlichung einsandte.<sup>9</sup> Dort stand man noch unter dem Eindruck einer Konfiskation, die die Zensurbehörde wegen eines am 1. März 1892 gedruckten Feuilletons von Harden über die Zeitung verhängt hatte. Hardens Artikel trug den Titel »Gekrönte Worte« und erfüllte angeblich den Tatbestand der Majestätsbeleidigung. Demnach war der Zeitpunkt, eine Würdigung Hardens in der »Frankfurter Zeitung« zu lancieren, denkbar unglücklich. Beer-Hofmanns Aufsatz, seine erste Veröffentlichung überhaupt, erschien schließlich am 30. April 1892 in der »Wiener Allgemeinen Zeitung«.<sup>10</sup>

Sicherlich ist diese frühzeitige Hochschätzung Hardens durch die Jungwiener auch der Vermittlung Hermann Bahrs zu danken, der sich in dieser Beziehung einmal mehr als Anreger und Ideengeber bewährte. Bahr war erst im Februar 1891 aus Berlin zurückgekehrt, wo er zuvor im Streit aus der Redaktion der »Freien Bühne für modernes Leben« ausgeschieden war. Harden war ihm aus dieser Zeit als Mitbegründer des Theatervereins »Freie Bühne« und als Theaterkritiker der »Gegenwart« wie auch – unter Pseudonym – der »Nation« vertraut. In seiner Glückwunschadresse zum 60. Geburtstag Hardens am 20. Oktober 1921 bekennt Bahr, daß er mit Harden im Verlauf ihrer

<sup>8</sup> Vgl. Martin Stern, Über Hofmannsthals Pseudonym »Loris« (HB 8/9, 1972, S. 181f).

<sup>9</sup> Vgl. Beer-Hofmanns Brief an Arthur Schnitzler vom 10. März 1892, in: Arthur Schnitzler – Richard Beer-Hofmann, Briefwechsel 1891–1931, hg. von Konstanze Fliedl, Wien und Zürich 1992, S. 33.

<sup>10</sup> Nr. 4213, S. 7–8. – Dieser Text galt bis in die jüngste Vergangenheit als verschollen. Der Vf. hat ihn im Herbst 1996 in Wien wiederaufgefunden. Jetzt in Bd. 1 der »Großen Beer-Hofmann-Ausgabe« im Igel Verlag Paderborn/Oldenbourg.



langen Bekanntschaft selten einer Meinung gewesen sei.<sup>11</sup> Gleichwohl riß der Kontakt zwischen beiden nie ganz ab, wie ihr unveröffentlichter Briefwechsel beweist, der einen Zeitraum von 35 Jahren – 1891 bis 1926 – umfaßt.<sup>12</sup> Auch gelegentliche Erwähnungen Bahrs in den Briefen, die Hofmannsthal und Harden wechselten, zeugen von den bemerkenswert krisensicheren Beziehungen zwischen Bahr und Harden.

Im Café Griensteidl, dem Treffpunkt des literarischen Wien der frühen neunziger Jahre, wird regelmäßig von Harden, der schon damals unermüdlich produzierte, die Rede gewesen sein. So überrascht es nicht, daß Harden, gemeinsam mit Hermann Bahr, 1893 als Modell einer Figur für ein »Revolutionsstück« in den Notizen Hofmannsthals auftaucht: »Revolutionsmänner (Typen) / sarkastisch negativ (Unger) / darwinistisch doktrinär (Strindberg) / unzuverlässig rhetorisch (Bahr) / (leidet unter anticipierten Begriffen) / polemisch destruktiv (Harden).«<sup>13</sup> Bemerkenswert ist, daß Hofmannsthal bereits in dieser frühen Charakterisierung Hardens den Zug herausstreicht, der ihn später im Zusammenhang mit Hardens Besprechungen der »Hochzeit der Sobeide« und des »Abenteurers« sowie Schnitzlers »Ruf des Lebens« so nachhaltig verstören sollte. Ab 1896 trat Hofmannsthal dann direkt in Kontakt mit Maximilian Harden. Am 8. April notierte er in seinem Tagebuch die Absicht, sein Gedicht »Als unser Hund im Comer See ertrank ...« vom September 1894 an Harden zur Veröffentlichung in der »Zukunft« zu schicken.<sup>14</sup> Ob er diesen Vorsatz verwirklichte, ist ungewiß. Der erste überlieferte Brief datiert vom 4. Juni 1896. Darin bot Hofmannsthal Harden seine Besprechung des Buchs »Wie ich es sehe« von Peter Altenberg an. Der Aufsatz erschien Anfang September in der »Zukunft«. Im Oktober 1897 folgte sein Artikel »Die Rede D'Annunzios«, im Februar 1898 das Schlußstück des »Kleinen Welttheaters«. Im Oktober 1898 brachte Harden eine Elegie »Südliche Mondnacht«, eine Reihe von Epigrammen sowie Hofmannsthals Übersetzung von Gabriele D'Annunzios Nachruf auf die Kaiserin Elisabeth. In einem Brief vom selben Monat äußerte Hofmannsthal sogar seine Neigung, »nun häufiger für die

<sup>11</sup> In: Maximilian Harden zum 60. Geburtstage. 1861–1921. Berlin 1921, S. 5f.

<sup>12</sup> Die Korrespondenz befindet sich im Bundesarchiv in Koblenz.

<sup>13</sup> HNA 71.20<sup>b</sup> (vgl. SW XVIII Dramen 16, S. 123, Notiz 8).

<sup>14</sup> HVB 1.5 (vgl. SW I Gedichte 1, S. 229 und 268).

Zukunft zu schreiben«. Er fühle sich »manchen Gegenständen« gegenüber allmählich »reifer oder zumindestens ruhiger«, es wäre ihm lieb, seine Aufsätze nicht gar so sehr zu verstreuen und die paar Menschen, die ihm zuhörten, rede er am liebsten von der »Zukunft« aus an. Ein halbes Jahr später erschien Hardens Theaterbesprechung der »Sobeide« und des »Abenteurers«, durch die sich Hofmannsthal die innere Möglichkeit genommen sah, als regelmäßiger Beiträger der »Zukunft« aufzutreten.

Leider fehlen aus diesen ersten Jahren vor 1900 die Gegenbriefe Hardens. Man wüßte gern, bis zu welchem Grade Harden den von Hofmannsthal angeschlagenen persönlichen Ton aufnahm. Bereits in seinem zweiten überlieferten Brief vom Dezember 1896 scheute sich Hofmannsthal nicht, Harden zu gestehen, daß ihn dessen Stil mittlerweile »ein bischen ungeduldig« mache; er sei zuweilen »aus Heftigkeit kraftlos und aus Buntheit monoton« und ziele darauf, »auf zerstreute Menschen bei grellem künstlichen Licht zu wirken.« Ob Harden diese im übrigen scharfsichtige Charakterisierung seines unverwechselbaren persönlichen Stils, der ihm zeitlebens noch mehr Spott und Häme als Bewunderung eintrug, goutierte oder ob ihm diese und andere Vertraulichkeiten seitens des gerade zweiundzwanzigjährigen jungen Wieners etwas keck erschienen, läßt sich nur vermuten. Hardens Rezension der beiden Hofmannsthal-Stücke im Frühjahr 1899<sup>15</sup> jedenfalls wirkt im Ganzen wie eine Zurechtweisung. Harden zeigte nun, allerdings öffentlich, daß auch er scharfsinnig zu urteilen und dabei zu verletzen verstehe.

Er solle also, beginnt Harden seinen Aufsatz, »über zwei Versspiele schreiben, die in der zweiten Märzhälfte im Deutschen Theater aufgeführt worden und seitdem schnell verschwunden« seien. »Wie war doch der Inhalt, der Eindruck in meinem aufhorchenden Sinn? Die Spur ist verwischt; nur schattenhaft regt sich noch im Dämmerlicht trägen Erinnerns.« Entgegen dieser Versicherung, daß die Stücke in seinem Gedächtnis rasch verblaßt seien, gibt er dann doch eine recht detaillierte Zusammenfassung vor allem der »Sobeide«, deren Gefühlsfeinsinn er dabei mit einer Art von boshafem Genuß auf den Boden der Alltagssprache zurückholt (»die Mutter heult«).<sup>16</sup> Schlim-

<sup>15</sup> Vgl. Anm. 1.

<sup>16</sup> Sobeide flieht, so schließt die Inhaltsangabe, »aus dem Brunstgemach, in die Nacht, schleppt sich bis an das Haus ihres Gatten, klettert, um einmal noch über den Alltagsnie-

mer noch als diesem »leichten Spiel« ergeht es dem zweiten Stück. Im »Abenteurer« bleibe alles »blutlos, scheint künstlich, mit billigen Magiermitteln heraufbeschworen, wirkt wie die Vision eines Müden. Es ist, als hielten wir das Opernglas verkehrt vors Auge und schauten in einem fernen Spiel winzige Schemen. Und gerade hier wäre doch strotzende Kraft, wäre der Uebermuth eines Riesen nöthig gewesen.« Von der Stadt sehe man nichts, spüre auch keinen Hauch ihres Atems. »Eine kümmerliche, auf fahlen Theaterflittern geputzte Lustigkeit thut sich unserem Blick auf.« Schließlich fragt Harden, was »Herr von Hofmannsthal in den beiden Neurasthenikerphantasien« habe lehren wollen und weist die Frage gleich darauf als verfehlt zurück. Naiv sei der »Einfall, der Dichter habe »Etwas gewollt«, habe den Wunsch gehabt, in des Hörers Assoziationcentren Gefühle oder gar Gedanken anklingen zu lassen.«

Herr von Hofmannsthal würde im mitleidigen Stolz seiner fünfundzwanzig Jahre unter dem funkelnagelneuen Doktorhut lächeln, wenn er diese Zeilen läse. Er hat einmal geschrieben, damals, als er noch Student, vielleicht auch Primaner war, sehr blasirt, sehr skeptisch vor den Phänomenen der Wirklichkeit und immer sehr müde, sehr geneigt, das Feinste zu überfeinern: »Von der Poesie führt kein direkter Weg ins Leben, aus dem Leben keiner in die Poesie.« Punktum. *Qualis artifex!* .. Und nun soll er Etwas gewollt, Gefühle oder gar Gedanken zu wecken gewünscht haben? Du lieber Himmel: Das wäre ja die alte Geschichte, *l'art pour le sentiment*. Sein Bannerspruch ist: *L'art pour l'art*. Er dichtet für Mitdichter, die für »gewichtlose Gewebe aus Worten« das rechte Kennerverständnis haben, und ihm ist »eine neue und kühne Verbindung von Worten das wundervollste Geschenk für die Seele.« In ihm klingt es und er liebt das »bunte Zeug«, das sich ihm aus eigener Phantasiethätigkeit und mehr noch aus reichen literarischen Erinnerungen schattenhaft gestaltet. Er findet auch schöne Worte; leider sinds nicht immer selbst geprägte. Es ist mehr Epigonentum in ihm als in seinem Mitdichter Stefan George, der feierlicher, prächtiger, mehr *vates* ist, — aber auch ein süßerer Reiz. Auf der Bühne wirken seine Spielchen dünn — unter uns: sie langweilen, denn die Feinheit manches Wortes, die erklügelte Beleuchtung der ein Bischen monotonen, aber geschickt ausgestellten Bilder kann man in der Hetzjagd des Theatergetriebes nicht genießen [...].

So beschleiche den Hörer das Gefühl, »von einem schlauen Artisten gefoppt zu sein.«<sup>17</sup> Doch der Dichter sei jung, seine Lyrik stehe erst

derungen zu stehen, einmal der Sonne noch näher zu sein, auf einen verfallenden Turm, stürzt sich jählings hinab und stirbt im Schoß des weise Sprüche murmelnden Mannes.«

<sup>17</sup> Die poetologischen Selbstaussagen Hofmannsthals, die Harden zitiert, stammen aus Hofmannsthals Vortrag »Poesie und Leben« von 1896; sie lagen also noch nicht so weit



»im Lenz« und er könne »auch als Dramatiker noch zu einer Persönlichkeit erwachen.« Vorerst aber konzentriere er sich darauf, einer Sensation, einer Stimmung, die in ihm sei, vielleicht nur durch seinen Sinn husche, den formal vollendeten Ausdruck zu finden. Da sei Hofmannsthal ein Könner, aber eigentlich sei er es als Siebzehnjähriger nicht weniger als heute gewesen. Seit der Gymnasiast mit dem »Miniaturdrama« »Gestern« berühmt geworden sei, spiele er, nun bereits acht Jahre lang, die selbe Weise. Eigenes habe »dieser wienerische Präziöse« vorläufig nicht mitzuteilen.

Auf diesen Artikel hin war es Hofmannsthal, wie bereits erwähnt, fast fünf Jahre lang nicht möglich, den Kontakt mit Harden wieder aufzunehmen. Noch ein ganzes Jahr nach Erscheinen der Besprechung notierte er in einer Aufzeichnung vom 26. März 1900: »Wenn ich je meine eigene Entwicklung in der ganzen Breite in einem Roman darstellen wollte so müsste in einem gewissen Moment eine Stimme vorkommen, die mir die *Persönlichkeit* abspricht, wie die Kritik von Harden, nach meiner Berliner Premiere (Anfang April 1899, »Zukunft«).<sup>18</sup> Hingegen zeugt eine briefliche Erwähnung Hardens gegenüber Andrian, wenige Tage nach der Aufzeichnung von Ende März 1900, davon, daß Hofmannsthal wenigstens äußerlich seine Gelassenheit zurückgewonnen hatte: »Den Aufsatz über die Comédie haben wir gelesen und sehr vernünftig gefunden.«<sup>19</sup> Gemeint ist Hardens Aufsatz »Im Hause Molières«, der am 17. März in der »Zukunft« erschienen war (Bd. 30). Im übrigen ist in den veröffentlichten Briefwechseln Hofmannsthals – nicht nur während dieser Jahre der Verstimmung – von Harden kaum jemals die Rede. Dies wie die zeitliche Verteilung der zwischen Hofmannsthal und Harden gewechselten Briefe, die immer dann dicht aufeinander folgen, wenn Hofmannsthal sich verschiedener Gefälligkeiten Hardens zu versichern wünschte, deutet auf den zweckhaften Kern dieser Bekanntschaft, die stärker auf gemeinsamen Interessen als auf spontaner Sympathie beruhte.

Hardens erster überlieferter Brief datiert von Ende Oktober 1903. Kurz zuvor muß Hofmannsthal in einem verlorengegangenen Brief

zurück, wie Harden nachlässig und ironisch suggeriert. (Erstdruck: Die Zeit, Wien, 16. Mai 1896.)

<sup>18</sup> 178.10 (vgl. SW II Gedichte 2, S. 441).

<sup>19</sup> BW Andrian, S. 145, Brief vom 8. April 1900.

den Kontakt erneuert und dabei nochmals auf Hardens Aufsatz von 1899 gewiesen haben. Dessen Haltung erklärte Harden nun damit, daß wohl die Aufführung damals nicht auf ihn gewirkt habe; auch müsse Hofmannsthal ihm »das Recht gewähren, als Künstler auf Impressionen zu reagieren, heftig, nicht kühl richterlich.« Eine Notiz Hofmannsthals zum Plan einer Prosaarbeit »Die Abende von Rodaun« ist wohl als Reflex dieser Äußerungen Hardens aufzufassen. Das Projekt der »Abende von Rodaun« ist nicht über vier Notizen hinausgekommen, die teilweise auf den Dezember 1903 datierbar sind. Die erste, die sich auf Harden bezieht, lautet: »in: Abende zu Rodaun. / Der Journalist (Typus Harden) oder die augenblickliche Werthung. / (dagegen zu halten Galiani, Auszüge bei Blei.)«<sup>20</sup> Letztlich hat Harden als Persönlichkeit und Figur keine erkennbaren Spuren im Werk Hofmannsthals hinterlassen.<sup>21</sup>

Maximilian Harden kam am 20. Oktober 1861 in Berlin als Felix Ernst Witkowski zur Welt. Er war das sechste von acht Geschwistern. Sein Vater war Seidenhändler. Harden beschrieb ihn später als verstörten Geist, der die Familie mit grausigen Wahnvorstellungen gequält habe. Als seine Frau ihn verließ und die Scheidung einreichte, wurde der Junge bis zum gerichtlichen Urteil dem Vater zugesprochen. Er entlief zur Mutter, wurde zurückgeholt, von der Schule genommen und in eine kaufmännische Lehre gegeben, woraufhin der noch nicht Vierzehnjährige wieder verschwand und sich einer Schauspieltruppe anschloß. Nach dem Tod des Vaters kehrte er 1878 vorübergehend zur Familie heim, um – nach eigener Aussage – das Allernötigste nachzulernen, blieb aber letztlich bis 1888 dem Schauspielerberuf treu. Dort avancierte er zu einem der Hauptdarsteller im En-

<sup>20</sup> SW XXXI *Erfundene Gespräche und Briefe* 90. — Die Herausgeberin Ellen Ritter erläutert, daß die Auszüge Franz Bleis »Prinz Hyppolit und andere Essays«, Leipzig 1903 (S. 79ff: »Aus den Briefen des Abbé Galiani«) entstammen, einem Buch, das sich in Hofmannsthals Bibliothek erhalten hat (a.a.O., S. 356). Ferner weist sie auf eine weitere Aufzeichnung Hofmannsthals, diesmal aus dem Zusammenhang der Notizen zu seinem Aufsatz »Umriss eines neuen Journalismus« von 1907, hin; dort unterscheide Hofmannsthal Journalisten vom Typus Hearn, H. G. Wells, Loves Dickinson und Harden (HVB 20.3).

<sup>21</sup> In Heinrich Manns Roman »Der Kopf« (1925) etwa weisen die beiden Protagonisten Züge Hardens und Wedekinds auf. Über die Beziehungen Hardens zu Wedekind, Heinrich und Thomas Mann gibt der kürzlich von Ariane Martin herausgegebene Briefwechsel zwischen Harden und den drei Autoren Auskunft (Darmstadt 1996).

semble von Franziska Ellmenreich. Nach und nach traten die jüdischen Geschwister Witkowski zum Christentum über. Hardens Brüder, die herausgehobene öffentliche Positionen erlangten – einer als Oberbürgermeister von Posen und späteres Mitglied im Direktorium der Nationalbank, ein anderer als Richter in Heidelberg, ein dritter als Neurologe in Straßburg; der älteste wurde Inhaber einer Londoner Import-Export-Firma – nahmen den Familiennamen Witting an. Harden hingegen behielt seinen Künstlernamen bei, den er seit 1887 auch als offiziellen Familiennamen führte.

Um diese Zeit begann Harden, sich von der Schauspielerei zu lösen und zur Publizistik hin zu orientieren. Der Wechsel vollzog sich rasch. Er schrieb u.a. für das »Berliner Tageblatt«, das »Deutsche Montagsblatt«, die »Frankfurter« und die »Neue Zürcher Zeitung« und war Korrespondent der in Halle erscheinenden »Saale-Zeitung« und der deutschsprachigen »St. Petersburger Zeitung«. Ab 1889 arbeitete er vor allem als Theaterkritiker für die Berliner Wochenschriften »Die Gegenwart« und »Die Nation«. In der »Nation« löste er Anfang 1890 Otto Brahm ab, der zuvor diese Funktion ausgefüllt hatte und sie nach Hardens Ausscheiden zwei Jahre später im Wechsel mit Fritz Mauthner übergangsweise wieder übernahm. Mit Fritz Mauthner verband Harden eine anhaltende Freundschaft, wie beiläufig auch aus seinem Brief an Hofmannsthal vom Oktober 1903 hervorgeht.<sup>22</sup> Mit Brahm hingegen hatte sich Harden bald nach der gemeinsamen Gründung der Berliner »Freien Bühne« im Frühjahr 1889 überworfen. Harden schied verärgert aus dem Verein aus und bedachte dessen weitere Aktivitäten in seinen Besprechungen mit scharfer Kritik. Brahm und Harden scheinen sich danach lange aus dem Weg gegangen zu sein, denn Harden schrieb an Pfingsten 1905 an Hofmannsthal, er habe Brahm kürzlich »nach 15 Jahren« wiedergesehen. Zu den Gründungsmitgliedern der »Freien Bühne« gehörte auch Brahms Studienfreund Paul Schlenker, der zwischen 1886 und 1898 Theaterkritiker der »Vossischen Zeitung« war und anschließend zum Direktor des Wiener Burgtheaters avancierte. Hofmannsthal fühlte sich durch Schlenkers Theaterleitung, bei der Hauptmann hofiert, er selbst jedoch übersehen wurde, so anhaltend brüskiert, daß er 1905

<sup>22</sup> Vgl. auch die Erläuterungen zur Plagiatsaffaire um Siegfried Jacobsohn, Anm. 157 und 166.



Harden um Hilfe gegen Schlenther bat.<sup>23</sup> – Während Harden in der »Gegenwart« mit seinem eigenen Namen zeichnete, verwendete er in der »Nation« das Pseudonym M. Kent. Für die »Gegenwart« rezensierte er zwischen April 1889 und Ende 1891 etwa 130 Aufführungen. Annähernd die gleiche Zahl von Stücken – und oft dieselben – besprach Harden in den zwei Jahren seiner Tätigkeit für die »Nation«. Diese oft umfangreichen Artikel profitieren von Hardens intimer Kenntnis des Metiers und zeugen von seiner Scharfsicht und seinem literarischen Urteil, aber auch von seinem Hang zur Polemik. Sie sind bis heute weder als Quellentexte zur Berliner Moderne noch in ihrem Eigenwert als teilweise brillante Theateraufsätze gewürdigt worden.

Bald genügte Harden die Rolle des Literatur- und Theaterkritikers nicht mehr. Unter dem Pseudonym »Apostata« schrieb er ab Frühjahr 1890 für die »Gegenwart« Kommentare zum öffentlichen und politischen Zeitgeschehen, die für großes Aufsehen sorgten, so daß Anfang 1892 eine Auswahl in Buchform erschien. Dieser »Apostata«-Band ist der unmittelbare Anlaß für Beer-Hofmanns Aufsatz, von dem vorhin die Rede war. »Apostata« war auch als Buch so erfolgreich, daß noch im selben Jahr eine »Neue Folge« erschien.

Im selben Jahr 1892 bereitete Harden den entscheidenden Schritt der Gründung einer eigenen Wochenschrift vor. Den Start des Unternehmens ermöglichte sein ältester Bruder Sigismund Witting durch eine bedeutende Geldanleihe. »Die Zukunft« erschien von September 1892 an und etablierte sich rasch. Harden wandte sich mehr und

<sup>23</sup> Während Schlenthers zwölf Jahre während der Direktion führte das Burgtheater lediglich Hofmannsthal's »Hochzeit der Sobeide« und den »Abenteurer und die Sängerin« auf (Doppelpremiere am 18. März 1899); außerdem sprach Sonnenthal bei der Feier zu Goethes 150. Geburtstag am 8. Oktober 1899 einen von Hofmannsthal gedichteten Prolog (GW GD I, S. 76–78), und im Februar 1901 brachte die Burg den »Fuchs«, Hofmannsthal's Übertragung des »Poil de Carotte« von Jules Renard, heraus (Burgtheater 1776–1976. Aufführungen und Besetzungen von zweihundert Jahren, hg. vom Öster. Bundestheaterverband, 2 Bde, Wien); alle Premieren der Theaterstücke, die Hofmannsthal im Jahrzehnt nach 1900 schrieb, fanden in Berlin statt. – 1910 ging Schlenther nach Berlin zurück und arbeitete in den folgenden Jahren am »Berliner Tageblatt« mit. 1916 starb er im Alter von 62 Jahren. – Kurz bevor er 1898 die Leitung des Burgtheaters übernahm, veröffentlichte er ein Buch über »Gerhart Hauptmann« (1897). 1913 gab er die Theaterkritiken seines Freundes Otto Brahm heraus, der 1912 gestorben war. Zu Schlenthers Tätigkeit in Wien vgl. auch: Heinz Kindermann, Ein Berliner Naturalist an der Spitze des Burgtheaters, in: Ders., Theatergeschichte Europas, Bd. VIII. Salzburg 1968, S. 153–77; sowie: E. Frank, Das Burgtheater unter der Direktion Paul Schlenthers, Diss. Wien 1931.

mehr der Politik zu und wurde innerhalb weniger Jahre zum prominentesten Kritiker des Regimes Wilhelm II. Höhepunkt und charakteristischstes Beispiel seiner kämpferischen Publizistik war die berühmte Eulenburg-Affaire, die hauptsächlich in die Jahre 1907-09 fiel und Anlaß für die »größte innenpolitische Erschütterung im Deutschen Reich zwischen 1871 und dem Ersten Weltkrieg« wurde.<sup>24</sup>

Als sie ihren Höhepunkt erreichte, versickerte die Korrespondenz zwischen Hofmannsthal und Harden. Jedenfalls sind für die Zeit nach 1908 keine weiteren Briefe bekannt. Der Schluß liegt nahe, daß sich Hofmannsthal unter dem Eindruck dieser Affaire von Harden zurückzog. Seine vom Grafen Kessler überlieferte Äußerung vom März 1908 spricht dafür.

Philipp Graf zu Eulenburg-Hertefeld war ein hochrangiger Diplomat und über lange Jahre ein enger Freund Wilhelm II. Hardens Aufmerksamkeit wurde schon bald nach 1892 durch Äußerungen seines politischen Idols Bismarck auf Eulenburg gelenkt. Bismarck sprach sich ihm gegenüber abschätzig über Eulenburgs Fähigkeiten aus und verurteilte dessen Intimität mit dem Kaiser. Zu dieser Zeit kursierten bereits Gerüchte über Eulenburgs Homosexualität. Harden kam zu der Überzeugung, daß Eulenburg einen unerlaubt starken und verderblichen Einfluß auf das sogenannte persönliche Regime Wilhelm II. und insbesondere auf die deutsche Außenpolitik ausübte. Ab 1902 griff er ihn und den Berliner Stadtkommandanten Kuno Moltke in einer Reihe von Artikeln in der »Zukunft« an. Das geschah in einer Form, die für die Betroffenen durchsichtig war, ohne daß sie jedoch der Öffentlichkeit preisgegeben wurden. Harden ging nach seinen Informationen davon aus, daß Eulenburg und Moltke eine »normwidrige Freundschaft«, wie er später ausgesagt hat, verband. Sein Ziel war es, Eulenburg dazu zu zwingen, sich aus der Politik zurückzuziehen. Der Erfolg blieb nicht aus. Die Gegenseite reagierte alarmiert, Alfred von Berger schaltete sich vermittelnd ein,<sup>25</sup> und tat-

<sup>24</sup> B. Uwe Weller, Maximilian Harden und die »Zukunft«, Bremen 1970, S. 161. – Die jüngste und sicherlich ausführlichste Darstellung der Affaire ist Karsten Hechts juristische Dissertation »Die Harden-Prozesse – Strafverfahren, Öffentlichkeit und Politik im Kaiserreich«, München 1997 (441 S.).

<sup>25</sup> Alfred von Berger (1853–1912) war Hofmannsthal seit langem gut bekannt (vgl. etwa: Briefe I, S. 68f und 81f). Während seiner Studienzeit hatte er regelmäßig Bergers

sächlich trat Eulenburg noch 1902 von seinem Posten als deutscher Gesandter in Wien zurück.

Damit hätte die Affaire beendet sein können, ohne mit allen Konsequenzen ins volle Licht der Öffentlichkeit zu treten. 1906 mehrten sich jedoch die Anzeichen, daß Eulenburg auf die politische Bühne zurückzukehren gedachte und bereits wieder im Hintergrund die Fäden zog. Harden erneuerte seine Angriffe. Der Ton wurde schriller, die Anspielungen offener, bis der Skandal schließlich am Tage war. In den folgenden Jahren 1907 bis 1909 kam es zwischen Moltke und Harden und Harden und Eulenburg zu einer Folge von Prozessen mit wechselnden Ausgängen, aufgehobenen Urteilen und Neuverhandlungen, Wutausbrüchen des Kaisers und Wellen öffentlicher Erregung, die durch die Presse, welche sich zu weiten Teilen gegen Harden stellte, geschürt wurde. Im zweiten Moltke-Prozeß, der am 19. Dezember 1907 begann, wurde Harden, da er Moltke nach Auffassung des Gerichts der Homosexualität beschuldigt hatte – Harden bestritt das – und den Nachweis zu liefern nicht in der Lage sei, zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Die öffentliche Teilnahme an der Affaire erreichte in diesen Wochen um den Jahreswechsel 1907/08 ihren Zenit, Hardens Ansehen war gleichzeitig auf dem Tiefpunkt angelangt. In dieser Situation bemühten sich mehrere Initiativen, Harden den Rücken zu stärken. Am bekanntesten wurde die Aktion des »Morgen« mit ihren Ehrenerklärungen prominenter Autoren und Künstler.<sup>26</sup> Durch diese Solidaritätsadressen fühlte sich Hardens Wiener Antipode Karl Kraus provoziert, dem Fall am 31. Januar 1908 eine ganze Nummer seiner »Fackel« zu widmen<sup>27</sup> und seiner Empörung

Wiener Ästhetik-Vorlesungen besucht und 1896 in der »Zeit« (Wien) eine Besprechung von Bergers Aufsatzsammlung »Studien und Kritiken« veröffentlicht. 1905 überlegte Hofmannsthal, ob er nicht auch Berger um Unterstützung bitten solle, um seine Position in Wien zu stärken (vgl. Hofmannsthals Brief an Harden vom 18. April 1905). Als Berger 1912 starb, schrieb Hofmannsthal einen Nachruf, der in der Neuen Freien Presse erschien (GW RA I, S. 432f).

<sup>26</sup> Vgl. Hofmannsthals offenen Brief S. 112f. und Anm. 257.

<sup>27</sup> Die Fackel, IX. Jg., Nr. 242–43. Die Nummer enthält nur zwei Beiträge: die umfangreiche Abrechnung »Maximilian Harden. Ein Nachruf« von Karl Kraus selbst (S. 4–52) sowie als Einleitung einen offenen Brief von Stanislaw Przybyszewski, der Kraus zu seiner »glänzenden Erledigung des Falles Harden« gratuliert (Kraus hatte bereits die Doppelnummer 234–235 vom 31. Oktober 1907 ausschließlich dem Prozeß Moltke – Harden gewidmet: sein Artikel trug den Titel »Maximilian Harden. Eine Erledigung« und zog sich



über das »ganze Dichtervolk« freien Lauf zu lassen, das jetzt für Harden aufstehe und dem er ins Gesicht zu spucken erklärte. Die Einzelkritik von Hofmannsthals Stellungnahme fiel dabei vergleichsweise gemäßigt aus:

Herrn v. Hofmannsthal möchte ich doch lieber ganz zur Literatur zählen. Er schätzt an Herrn Harden das berühmte »stupende Wissen«, das ich schon einmal als einen Druckfehler entlarvt habe. Aber ein Künstler – wenn er auch nur ein Künstler nach der Kunst und kein Künstler aus sich selbst ist – sollte sich schämen, derlei traurige Gewohnheiten schätzenswert zu finden. Immerhin ist die Anziehung, die Herr Harden auf diesen Dichter übt, verständlich. Beiden gemeinsam ist eben, daß sie sich, wenn sie Wein trinken, an dem Gefäß berauschen, nur mit dem Unterschied, das Herr v. Hofmannsthal uns die eingelegten Edelsteine beschreibt, während Herr Harden nach jedem Schluck zum Zettelkasten geht, Rubrik P, und alles abschreibt, was er dort über Pokale findet. Beide schreiben Brokat, aber die Verse Hofmannsthals sind weniger feierlich...

Harden, der mittlerweile über neues Material verfügte, das Eulenburg und Moltke der Falschaussage zu überführen geeignet war, fand sich nicht mit seiner Verurteilung ab. Weitere Verfahren, neuerliche Beweisaufnahmen und abermals revidierte Urteilsprüche folgten. Am Ende wurde die Sache im Frühjahr 1909 außergerichtlich beigelegt. Wiederum erwies sich Alfred von Berger in einem Gespräch mit dem Reichskanzler Bülow als erfolgreicher Vermittler. Harden erhielt seine Prozeßkosten erstattet. Das laufende Verfahren gegen Eulenburg wurde, unter dem Vorwand fortwährender Vernehmungsunfähigkeit aufgrund angeblicher körperlicher Hinfälligkeit, bis zu dessen Tode im September 1921 nicht wieder aufgenommen.

Zwar hatte Harden sein Ziel erreicht, Eulenburg politisch kaltzustellen, doch aus dem von inneren Überzeugungen getragenen Versuch, mit seinen publizistischen Mitteln Politik zu machen, war letztlich ein Sexskandal geworden, bei dem zumindest die Öffentlichkeit die ursprünglichen Absichten bald aus den Augen verlor. Der politische Nutzen war gering, denn Harden hatte die Bedeutung Eulenburgs überschätzt. Die »Zukunft« litt nicht unter der Affaire. Sie hatte 1906 eine Auflage von 22000 Exemplaren erreicht, die bis 1912 relativ konstant blieb. Erst Hardens Haltung im Ersten Weltkrieg leitete den

über 36 Seiten; ferner hatte Kraus in der Nr. 237 vom 2. Dezember unter den Überschriften »Perversität« und »Harden – Moltke« auf 11 Seiten über die Affaire berichtet).

kontinuierlichen Rückgang der Auflage ein. Nachdem er anfänglich die allgemeine Kriegsbegeisterung geteilt hatte, besann er sich bald und opponierte energisch gegen die deutsche Kriegspolitik. Nach der militärischen Niederlage wurde Harden zu einer der meistgehaßten Persönlichkeiten in Deutschland. 1922 war die Auflage auf 350 Abonnenten zusammengeschmolzen. Am 3. Juli 1922, neun Tage nach der Ermordung des Außenministers Walther Rathenau, der seit 25 Jahren Hardens wichtigster Freund gewesen war, wurde auch auf Harden ein Mordanschlag verübt, den er nur knapp überlebte. Ende September 1922 stellte die »Zukunft« nach drei Jahrzehnten ihr Erscheinen ein. Die letzten fünf Jahre bis zu seinem Tod im Oktober 1927 verbrachte Harden in zunehmender Vereinsamung und Verbitterung.

#### Zur Edition

Die Textgestalt der hier vorgelegten Briefe folgt den handschriftlichen Originalen so getreu wie möglich. Nicht berücksichtigt wurde dabei allerdings Hofmannsthals wie Hardens Gewohnheit, bei Fremdwörtern und vielfach auch bei Eigennamen von der deutschen in die lateinische Schreibschrift zu wechseln. Kursiv gesetzte Wörter oder Passagen bezeichnen daher immer Unterstreichungen in den Handschriften. In wenigen, jeweils angemarkten Fällen war ich auf Abschriften von Briefen angewiesen.

Den Erben Hofmannsthals und dem Bundesarchiv in Koblenz, das den Nachlaß Hardens und – mit geringen Ausnahmen – den Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und Harden bewahrt, danke ich für die Abdruckerlaubnis. Ferner danke ich dem Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt/M., der Zentralbibliothek Zürich und dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach. Gregor Pickro vom Bundesarchiv hat die Arbeit an der Edition mit außergewöhnlichem Engagement unterstützt. Auch hierfür vielen Dank. Ellen Ritter und meinem Vater Wolf-Erich Schede danke ich für entscheidende Hilfen bei der Transkription; ebenso Konrad Heumann für seine fortwährende kollegiale Hilfsbereitschaft.



Maximilian Harden, um 1900  
(Bundesarchiv Koblenz)



Wien

III. Salesianergasse 12

4<sup>ten</sup> Juni 1896

sehr geehrter Herr!

Sie würden mir eine große Freude machen, wenn Sie diesen kleinen Aufsatz in der »Zukunft« veröffentlichen wollten.<sup>28</sup> Für eine Wiener Zeitung passt er nicht, weil er die hiesigen Verhältnisse aus ziemlicher Entfernung und quasi historisch darstellt, die »Frankfurter Zeitung« hat ihn nicht bringen können, weil sich schon jemand anderer die Besprechung des betreffenden Buches ausbedungen hat, deswegen belästige ich Sie.

Sie würden mich persönlich verpflichten, wenn Sie die besondere Freundlichkeit und Güte hätten, mir innerhalb 2, 3 Wochen das Manuscript zurückzuschicken oder aber mich durch eine halbe Zeile von der Annahme zu verständigen.

Um das bitte ich, weil ich sehr wenig schreibe und nicht gern ein Manuscript verliegen lasse. Im voraus dankend und — in der Annahme, dass Sie sich vaguement an meinen Namen erinnern,

mit dem Ausdrücke voller Ergebenheit

Hugo v. Hofmannsthal

Wien,

III Salesianergasse 12

2. XII. [1896]

lieber Herr Harden!

Es war überaus freundlich von Ihnen, mir Ihr Buch zuschicken zu lassen und Sie haben mir eine große Freude gemacht.<sup>29</sup>

<sup>28</sup> Hofmannsthals Besprechung von Peter Altenbergs Prosa-Miniaturen »Wie ich es sehe« (1896) erschien am 5. September in der »Zukunft« (4. Jg., 16. Bd., Nr. 49, S. 452–57).

<sup>29</sup> Hardens Essay-Sammlung »Literatur und Theater« war 1896 bei Freund & Jeckel in Berlin erschienen. Die Mehrzahl der Texte war schon um 1890 entstanden (s. S. 9f) und behandelte einzelne Autoren wie Gottfried Keller, Leo Tolstoi, Paul Heyse, Ibsen, Fontane oder Gontscharow. Der Band enthielt aber auch grundsätzliche Betrachtungen wie Hardens »Naturalismus«-Aufsatz aus der »Gegenwart« und verschiedene Beiträge zum Musiktheater, vor allem zu Wagner.

Ich habe fast alle diese Aufsätze schon einmal gelesen, aber wie ich sie jetzt wiedersehe finde ich mich zu ihnen in einem völlig veränderten Verhältnis. Ich habe früher eine große, eine etwas übertriebene Vorliebe für Ihren Stil gehabt. Ich erinnere mich, Sie einmal »in a fit of sympathy« mit Paul Louis Courier verglichen zu haben.<sup>30</sup> Das war wohl schrecklich falsch. Gerade Ihr Stil macht mich jetzt ein bisschen ungeduldig: er ist manchmal aus Heftigkeit kraftlos und aus Buntheit monoton. Er verwirrt lieber den Flug des Satzes, als dass er auf eine Anspielung verzichtete. Er ist gearbeitet, um auf zerstreute Menschen bei grellem künstlichen Licht zu wirken. Aber es ist mir fast ganz gleichgültig geworden, wie Sie die Sachen sagen, denn ich werde mir mit einer lebhaften Freude bewusst, wie stark und gut mich berührt, was Sie zu sagen haben. Ihre Gesinnungen scheinen mir in einem sehr schönen Einklang mit meinen eigenen zu stehen und das ist, bei so verschiedenen Prämissen, doch gar nichts gewöhnliches. Sie sehen, wenn ich nicht irre, das Verhältnis des Dichters zu seinen Stoffen, und das Verhältnis des Dichters zu seiner Zeit, diese beiden tiefen sittlichen Verhältnisse, mit derselben Strenge, Sicherheit und Ehrfurcht, die meinem eigenen Blick für diese Dinge hoffentlich nie verloren gehen wird.

Dann scheinen wir noch in einem übereinzustimmen: darin, dass wir den Menschen für unendlich viel, und »Litteratur« für recht wenig halten. Es ist nicht meine Art, Menschen die ich nie gesehen habe, so lange und gewissermaßen intime Briefe zu schreiben. Ich wollte Ihnen bloß sagen: »Es ist mir recht angenehm, dass Sie auf der Welt sind.« Da ich aber gedacht habe, Sie könnten das weniger herzlich als anmaßend finden, so habe ich versuchen wollen, es zu motivieren.

Mit herzlichem Dank also für Ihre Freundlichkeit

Ihr

Hugo Hofmannsthal.

<sup>30</sup> Im Aufsatz »Englisches Leben«, der am 1. und 15. Dezember 1891 in der Modernen Rundschau in Wien erschienen war. Dort heißt es: »auch mit den ganz großen Pamphletisten, wie Paul-Louis Courier und Maximilian Harden, ist Oliphant nicht zu vergleichen an hinreißender, funkelnder und eleganter Gewalt.« (GW RAI, S. 133)

sehr geehrter Herr!

Ich habe aus verschiedenen Gründen seit vielen Monaten so viel wie nichts gearbeitet.<sup>31</sup> Kritisches werd ich wohl überhaupt nicht so bald wieder anrühren.<sup>32</sup> Vielleicht dass ich nächstens ein paar Verse aufschreibe. Ich werd sie Ihnen schicken; wenn Sie nichts damit anfangen können, sind Sie wohl so gütig und schicken sie mir bald wieder zurück.

Die »versunkene Glocke« war mir nach dem Lesen sehr heftig antipathisch. Ich finde die Figur dieses Menschen, oder Künstlers, oder was er sein soll, sehr schlimm. Er ist arm, hohl und geschwätzig. Über den Zusammenhang des Ganzen kann ich nichts sagen, denn ich verstehe ihn nicht. Das Ding scheint mir weder Kern noch Schale zu haben,<sup>33</sup> aber freilich nicht in dem schönen Sinn.<sup>34</sup> Ich glaube, dass

<sup>31</sup> In den vergangenen Monaten seit November 1896 hatte Hofmannsthal lediglich einige Gedichte und die dramatische Szene »Was die Braut geträumt hat« geschrieben. An Ria Schmuylow-Claassen schreibt er am 1. April 1897, er sei »schon seit einiger Zeit recht schlecht gestimmt, meinen Arbeiten gegenüber höchst unsicher und allen »litterarischen« Interessen fast völlig entfremdet« (BW Schmuylow-Claassen, S. 14). Im Sommer folgte dann die intensive Schaffensphase in Varese.

<sup>32</sup> Der bis dahin letzte Essay, eine Besprechung von Alfred von Bergers Aufsatzsammlung »Studien und Kritiken«, war am 7. November 1896 in der Wiener »Zeit« gedruckt worden (»Über ein Buch von Alfred Berger«, GW RA I, S. 230–33). Tatsächlich hat Hofmannsthal in den Jahren bis 1901 nur noch wenige kritische Texte veröffentlicht.

<sup>33</sup> Vgl. Goethes Gedicht »Allerdings«, das mit den Versen schließt: »Natur hat weder Kern / Noch Schale, / Alles ist sie mit einem Male; / Dich prüfe du nur allermeist, / Ob du Kern oder Schale seist.« – Ellen Ritter danke ich für diesen Hinweis.

<sup>34</sup> »Die Versunkene Glocke« von Gerhart Hauptmann wurde vom März bis Oktober 1897 im Wiener Burgtheater gespielt. An Otto Brahm schrieb Hofmannsthal am 10. April [1898]: »Gestern hab ich den »Biberpelz« gesehen, ohne ihn je gelesen zu haben: das ist doch durch und durch gut, in einem anständigen Sinn geistreich, neben dem »Florian Geyer« zehnmal erfreulicher als der poetische Stildurcheinander und das haltlose Motiven- gewebe von der berühmten gesprungenen Glocke« (HB 37/38, 1988, S. 10). Gleichwohl war die »Versunkene Glocke« beim Publikum überaus erfolgreich, wie auch aus einem Brief Hofmannsthals an Robert Michel vom 2. März 1909 hervorgeht (vgl. HB 37/38, 1988, S. 61). – Harden hatte die »Versunkene Glocke« am 6. Februar 1897 in der »Zukunft« unter der Überschrift »Märchendramen« kritisch besprochen (18. Bd., S. 280–88): In diesem Stück sei alles so rätselhaft und undeutlich wie möglich, um dem Leser zu suggerieren, es handle sich, als ein »sogar seine Fassungskraft Uebersteigendes«, um »etwas höchst Gescheites« und bei dem Autor um einen »tiefsinnigen Denker«. Diesem –



Hauptmann kein bedeutender Mensch ist, dass man ihm den Kopf verdreht hat und er sich jetzt entsetzlich abquält, vor sich selber die Rolle eines wirklichen deutschen Dichters zu agieren. Das Hässliche daran liegt in der Zeit und das Schlimme und Traurige kommt auf ihn, nicht?

Aufrichtig Ihr

Hofmannsthal

Wien III Salesianergasse 12<sup>35</sup>

3 XII. [1897]

sehr geehrter Herr

wollen Sie mir einmal einen großen Gefallen thun und Verse von mir drucken? Im nächsten Heft des »Pan« ist eine größere Arbeit von mir,<sup>36</sup> von der ich wegen Raummangels einen mir ziemlich wertvollen Theil abtrennen musste und diesen, etwa 200 Verszeilen, möcht ich recht gern um die gleiche Zeit in Berlin veröffentlichen können.<sup>37</sup>

»wahrscheinlich unbewußt« angewandten – Kniff verdanke Hauptmann den »Ruhmestitel des philosophischen Dichters«. Noch sei es »keinem gelungen, den Sinn des Märchens von der versunkenen Glocke zu deuten, und so schlimm war selbst im engsten Freundeskreise, der zur höheren Ehre des Herrn und Meisters doch gern auch die Fälscherkunst aufbietet, die Verlegenheit, daß man uns mit ernster Miene verkündete, in diesem Drama setze der blonde, bleiche Poet sich mit dem Weltenschöpfer über das schlimme Geschick seines Florian Geyer auseinander.« Zusammenfassend fragt Harden: »Ist es ungerecht, wenn man dieses künstlich verdunkelte Stückwerk den im hellen Tageslicht finster erscheinenden Pharus am Meere des Unsinnens nennt? Um es zu schaffen, hat der Dichter aus den Reichskleinodien des poetischen Besitzes, aus Mythos, Sage, Dichtung und Philosophie mit kecker Hand kostbare Juwelen entwendet, die sein flinker Finger nun zu einer Einheit nicht fügen konnte. Er wollte um jeden Preis das Ungeheure schaffen, das nie Erschaute, er überschätzte die eigene Kraft und leimte mühsälig ein Gedicht zusammen, das, trotz manchem feinen Gedanken, mancher zarten Stimmung und lyrischen Schönheit, in seiner stillosen Mischung ältester und neuester Motive auf den gebildeten Betrachter doch wie eine widrige Barbarei wirken muß«.

<sup>35</sup> Dieser Brief ist im Band Dramen I der SW bereits gedruckt worden (S. 608).

<sup>36</sup> Am 15. Dezember 1897 wurde das Bruchstück unter dem Titel »Figuren aus dem Puppenspiel ›Das kleine Welttheater‹« im »Pan« veröffentlicht (3. Jg., 3. Heft).

<sup>37</sup> Die rund 250 Verszeilen der letzten drei Figuren im »Kleinen Welttheater« – der Diener, der Arzt, der Wahnsinnige – erschienen am 12. Februar 1898 in der »Zukunft« (5. Jg., 22. Bd., S. 299–304). Zur Druckgeschichte des »Kleinen Welttheaters« vgl. SW III Dramen I 587 und 591. – 1908 erinnerte sich Alfred Walter Heymel in einem Brief an Hofmannsthal: »Wochenlang habe ich dann die Nummer der Zukunft mit dem kleinen

In einem gewissen Sinn aktuell werden Arbeiten von mir auch in der nächsten Zeit sein, weil ein paar meiner kleinen Theaterstücke im »Deutschen Theater« gespielt werden werden.<sup>38</sup>

Bitte missverstehen Sie diesen letzten Satz nicht. Nur weil in Ihren Briefen immer soviel persönliche Freundlichkeit gegen mich liegt, möchte ich nicht auf diese sündigen und habe daher diesen geschäftlichen oder allenfalls journalistischen Zusatz gemacht.

Auf jeden Fall sind Sie wohl so gütig und schreiben mir auf einer Postkarte eine kleine Zeile Antwort.

Freundlichst Ihr

Hofmannsthal

Wien,

8. XII. 1897.<sup>39</sup>

mein geehrter Herr!

ich habe Ihnen wieder für einen so freundlichen Brief zu danken. Von den mitgehenden Versen kann ich ganz gut denken, dass sie Ihnen selbst nicht missfallen, aber für eine Zeitung wie die »Zukunft« oder für die Leute, die das lesen, recht ungeeignet sind: wenn das vielleicht eintrifft, so seien Sie, bitte, so gut und schicken sie mir ruhig zurück.<sup>40</sup> Es ist nicht das einzige Manuscript, das ich habe, aber ein anderes, vielleicht wirksameres, und noch ein anderes, dialogisiertes, sind bedeutend größer und das wird Ihnen doch kaum angenehm sein, nicht?<sup>41</sup>

Welttheater bei mir herum getragen und bei einem reichen Bekannten das dazu gehörige Stück aus dem Pan abgeschrieben.« (BW Heymel I, S. 93f)

<sup>38</sup> »Die Frau im Fenster« hatte als erste Theaterraufführung eines Stücks von Hofmannsthal am 15. Mai 1898 in Berlin Premiere. – »Die Hochzeit der Sobeide« und »Der Abenteurer und die Sängerin« wurden am 18. März 1899 uraufgeführt. (Am selben Tag fand auch die Wiener Premiere statt, vgl. Anm. 23.) Bei allen drei Berliner Premieren führte Otto Brahm Regie.

<sup>39</sup> Zwei Abschnitte dieses Briefs sind bereits in den SW gedruckt worden (SW III Dramen 1, S. 609).

<sup>40</sup> Vgl. Hofmannsthals Brief vom 13. Januar 1898. S. 29.

<sup>41</sup> Möglicherweise dachte Hofmannsthal an sein lyrisches Drama »Der Kaiser und die Hexe« und das »Zwischenspiel« »Der weiße Fächer«. »Der weiße Fächer« war zwischen dem 20. und 25. September 1897 entstanden und erschien letztlich Ende Januar und Anfang Februar 1898 in der Wiener »Zeit«. Den »Kaiser und die Hexe« hatte Hofmannsthal

Was die Aufführung meiner drei kleinen Stücke betrifft, so wird sie entweder im Januar-Februar sein oder erst im *Oktober* 1898; das hängt mit dem Urlaub der Sorma zusammen.<sup>42</sup> Sind Sie böse, wenn ich Ihnen sage, dass der Gedanke, Bahr sollte bei dieser Gelegenheit etwas größeres über mich schreiben, mich ziemlich unglücklich macht? Ich stehe zu Bahr in einem sonderbaren, sehr persönlichen Verhältnis, hab ihn sehr gern und finde alles entsetzlich, was er schreibt und öffentlich redet, mehr als entsetzlich: nämlich schief, oberflächlich, journalistisch und voll Missverständnis. Er ist sehr merkwürdig: er hat ein ganz weites, wenn auch nicht tiefes Verständnis der Dinge die sich ereignen, aber sobald er schreibt, verdreht er alles, verändert alle Gewichte, alle Dimensionen und hat seinem Stoff gegenüber eine ganz phantastische Gewissenlosigkeit. Da Sie mich gar nicht um meine Meinung über die Sache fragen, so darf ich ja umso aufrichtiger sein. »Journalistisch« und »geschäftlich« wird es ja ausgezeichnet sein, wenn ein Mensch, der mich sehr gern hat und dessen Name eine gewisse vage Autorität hat, über mich irgend welche unwahrscheinliche Dinge schreibt: persönlich wäre es mir fünfzehnmal lieber, den betreffenden Aufsatz von einem Gymnasiasten aus Berlin NO<sup>43</sup> geschrieben zu denken oder von einem Privatdozenten in Göttingen, der wenigstens meine Sachen vorher lesen würde (was Bahr sicher nicht thäte) oder von gar niemandem.

soeben, am 5. Dezember, abgeschlossen. Das Stück wurde erst im Januar 1900 im ersten Jahrgang der »Insel« gedruckt.

<sup>42</sup> Agnes Sorma (eigentl. Zaremba, 1856–1927) war 1883 nach verschiedenen Stationen in der Provinz von Adolphe L'Arronge an dessen neugegründetes »Deutsches Theater« verpflichtet worden. 1890 wechselte sie für vier Jahre an das »Berliner Theater« Ludwig Barnays und kehrte 1894, als Otto Brahm die Leitung des »Deutschen Theaters« übernahm, wieder dorthin zurück. Ende Februar 1898 jedoch verließ sie das Ensemble von Otto Brahm, um eine eigene Gastspiel-Theatergruppe aufzubauen. Diese Wendung deutete sich offenbar bereits am Jahresende von 1897 an. Am 29. Dezember gestand Hofmannsthal in einem Brief an Otto Brahm: »Dass von der Sorma auch in der nächsten Saison für mich nichts zu hoffen ist, ist freilich eine recht große Enttäuschung« (SW V Dramen 3, S. 363); vgl. auch Hofmannsthals Brief an Arthur Schnitzler vom 3. Januar 1898, aus dem, wie auch aus dem Brief an George vom 12. November, hervorgeht, welche großen Erwartungen Hofmannsthal an eine Mitwirkung der Sorma in der »Hochzeit der Sobeide« geknüpft hatte. In der Berliner Premiere am 18. März 1899 übernahm schließlich Else Heims die Titelrolle.

<sup>43</sup> Berlin Nordost, wo die im Vergleich zum Berliner Westen weniger wohlhabenden Stadtteile waren.



Falls Sie mein Manuscript überhaupt brauchen können, bitte ich Sie aus einem bestimmten Grunde sehr, es nicht zu lange liegen zu lassen.

Mit den freundlichsten Grüßen

Ihr ergebener

Hofmannsthal

Wien

13. I. [1898]<sup>44</sup>

verehrter Herr Harden,

da ich das Manuscript der Puppenspiel-Figuren, das ich vor einem Monat an Sie geschickt habe, nicht zurückbekommen habe, so muß ich denken, daß Sie es bringen wollen, was mich natürlich sehr freut. Nun erscheint das betreffende Heft des »Pan« in der nächsten Woche. Es wäre mir daher sehr lieb und von Ihnen sehr freundlich, wenn Sie das bei Ihnen liegende Bruchstück nun recht bald brächten, damit für das kleine Publikum, das solche Sachen haben, sich ein Zusammenhang leicht errathen läßt.

Ich komme mir mit diesen vielen Bitten sehr unbescheiden vor und hoffe herzlich Ihnen später einmal in einer wichtigeren Sache gefällig sein zu können.

Ihr ergebener

Hugo von Hofmannsthal

falls Sie es aber nicht bringen wollen und nur vergessen haben, schicken Sie es mir bitte umgehend zurück.

Wien,

18 Juni. [1898]

verehrter Herr Harden

durch einen Zufall hab ich bemerkt, dass das Manuscript meines kleinen Stückes ohne Briefmarken an Sie geschickt worden ist.<sup>45</sup> Bitte ver-

<sup>44</sup> Abschrift von Prof. Luise Pflug. – Irritierend ist das angegebene Datum, denn das im Brief erwähnte Heft des »Pan« kam bereits am 15. Dezember 1897 (3. Jg., 3. Heft) heraus.

<sup>45</sup> Offenbar handelte es sich um das Manuscript der »Frau im Fenster« (vgl. Hofmannsthals Brief vom 3. September 1898).

zeihen Sie diese Ungezogenheit.<sup>46</sup> Verzeihen Sie auch, wenn ich Sie bitte, mir das Manuscript in den nächsten Tagen wieder zu schicken. Es ist das einzige das ich mir verschaffen kann, die Handschrift hab ich verloren, und ich brauch es nothwendig. Vielleicht haben Sie jetzt keine Zeit es zu lesen, dann sind Sie so gut, nicht wahr?, und schreiben auf einer Postkarte gelegentlich ein Wort, dass ich's Ihnen im Juli wieder schicke. Ich hätte große Lust, Ihnen viel zu schreiben, aber schreiben statt zu reden kann ich so schlecht, auch hab ich in 8 Tagen meine Prüfung.<sup>47</sup> Ich hab neulich Ihren großen Aufsatz in der Delbrück-Geschichte gelesen.<sup>48</sup> Ich habe Ihren minder bunten und doch nicht minder mitreißenden und starken Stil der letzten Zeit viel lieber und freu mich aufrichtig über Ihre Existenz.

Ihr

Hofmannsthal

Lugano, Hotel du Parc

3. IX. 98<sup>49</sup>

Verehrter Herr Harden

das Manuscript meines kleinen Stückes ist damals wirklich verloren gegangen. Ich mußte es in einiger Eile wieder herstellen und dann

<sup>46</sup> Hofmannsthal schrieb erst: »Ungeschicklichkeit«, strich den Ausdruck dann und ersetzte ihn durch: »Ungezogenheit«.

<sup>47</sup> Das Rigorosum im Hauptfach Romanische Philologie am 23. Juni 1898.

<sup>48</sup> Hofmannsthal bezieht sich auf Hardens Artikel »Eine Infamie« in der »Zukunft« vom 28. Mai 1898, S. 365–83. – Der Historiker und Publizist Hans Delbrück (1848–1929) war Professor in Berlin und seit 1889 Herausgeber der Preussischen Jahrbücher. Dort schrieb er über den Historiker Karl Lamprecht, der zuvor die Jahrbücher herausgegeben hatte und regelmäßig in der »Zukunft« publizierte, dessen »Deutsche Geschichte« sei ohne wissenschaftlichen Wert, er solle seine Professur niederlegen und in die Redaktion der »Zukunft« eintreten. Ferner bezichtigte er Harden der Lüge, wenn dieser behauptete, Heinrich von Treitschke habe seine gelegentliche Mitarbeit bei der »Zukunft« zugesagt. Harden entgegnete dieser Anschuldigung in der »Zukunft« und reichte außerdem eine Beleidigungsklage ein, die am 21. Januar 1899 in Berlin verhandelt wurde, aber nicht entschieden werden konnte, weil dem Gericht kein hinreichendes Material vorlag. Darauf verzichtete Harden auf die Klage und Delbrück im Gegenzug auf seine kurz zuvor eingebrachte Gegenklage. Delbrück ließ aber nicht von Harden ab, sondern bemühte sich bis 1920 immer wieder, ihn bloßzustellen; vgl. Björn Uwe Weller, Harden, S. 357 und Harry F. Young, Maximilian Harden. Censor Germaniae (The Hague 1959), Münster 1971, S. 85.

<sup>49</sup> Abschrift von Prof. Luise Pflug.

gleich dem Pan schicken – meine Waffenübung war dazwischen und nahm Zeit weg. Ich erwähne dies alles nur, um die scheinbare Unhöflichkeit zu erklären, daß Ihnen das Stück zu Ihrem persönlichen Gebrauch nun doch erst im gedruckten Zustand zugehen wird.<sup>50</sup> Ich lege einige Kleinigkeiten bei, die vielleicht wegen ihres mehr reflectierenden Charakters für die »Zukunft« relativ gut passen. Wenn ich mich irre, schicken Sie, bitte, das Manuscript ohne weiteres wieder an meine Wiener Adresse.<sup>51</sup>

Ihr aufrichtig ergebener

Hofmannsthal

Hôtel de l'Europe Venise

Venedig 29<sup>ten</sup> [September 1898]<sup>52</sup>

Sehr geehrter Herr

ich habe mir aus Liebe für einen der wenigen Menschen in Europa, die noch *schreiben*, die Mühe genommen, den beiliegenden Zeitungs-aufsatz von d'Annunzio (er war im Figaro) ordentlich zu übersetzen.<sup>53</sup> Ich wäre Ihnen wirklich dankbar wenn Sie den Aufsatz bringen würden und zwar mit dem Titel

H. von Hofmannsthal

Übertragung der Worte von Gabriele d'Annunzio  
über die Kaiserin Elisabeth.

In Wien geht es nicht, weil ein Tagesblatt eine elende fragmentarische Übersetzung schon gebracht hat.<sup>54</sup>

Wie immer Ihr aufrichtig ergebener

Hofmannsthal

<sup>50</sup> »Die Frau im Fenster« erschien am 15. November 1898 im »Pan« (4. Jg., 2. Heft).

<sup>51</sup> Bei den eingesandten »Kleinigkeiten« handelt es sich um die Elegie »Südliche Mondnacht« (GW GD I, S. 186) und um die Epigramme »Dichter und Gegenwart«, »Dichter und Stoff«, »Dichtkunst«, »Eigene Sprache«, »Spiegel der Welt«, »Erkenntnis«, »Namen«, »Worte« und »Kunst des Erzählens« (ebda, 188–92). Sie erschienen am 8. Oktober 1898 in der »Zukunft« (S. 65f).

<sup>52</sup> Abschrift von Prof. Luise Pflug.

<sup>53</sup> GW RA I, S. 602–06.

<sup>54</sup> Die Übersetzung erschien am 15. Oktober 1898 in der »Zukunft« (25. Bd., S. 113–16). Der Titel lautete: »Gabriele D'Annunzio. Kaiserin Elisabeth. Übersetzung«.



[gedr. Briefkopf]

H. H.<sup>55</sup>

8<sup>te</sup> October [1898]

sehr geehrter Herr

von einem langen italienischen Aufenthalt zurückgekehrt<sup>56</sup> finde ich mit wirklichem Vergnügen meine Verse in der »Zukunft« mit schönen großen Typen deutlich und gewissermaßen wohlwollend abgedruckt und danke aufs Beste.<sup>57</sup>

Inzwischen habe ich Ihnen die ziemlich liebevolle und wohlklingende Übertragung eines Aufsatzes von d'Annunzio über die Kaiserin Elisabeth zuschicken lassen. Nun ist ja sehr leicht möglich, dass Sie dieses Ding nicht bringen wollen und da bitte ich dann mir freundlichst gelegentlich das Manuscript zurückzuschicken. Sollten Sie es doch bringen, so würde es mir ganz besonders Freude machen, da ich d'Annunzio persönlich sehr gern habe.

Nun möchte ich aber auch wieder einmal etwas für die »Zukunft« schreiben, was Ihnen ein bischen angenehm wäre, nicht immer nur Ihre Freundlichkeit in Anspruch nehmen. Vielleicht sagen Sie mir einmal gelegentlich ein Thema, an dem Ihnen liegen würde.

Aufrichtig ergeben Ihr

Hofmannsthal.

[gedr. Briefkopf]

H. H.

Wien 12. X. [1898]

sehr geehrter Herr Harden,

ich muss mich in meinem Brief ungeschickt ausgedrückt haben, denn keineswegs wollte ich sagen, dass ich bloß dieses eine Mal mit Ver-

<sup>55</sup> Über die Initiale ist eine fünfzackige Krone plaziert. Dasselbe Briefpapier hat Hofmannsthal für seinen Brief vom 12. Oktober 1898 benutzt.

<sup>56</sup> Nachdem Hofmannsthal im August mit Arthur Schnitzler eine Radtour in die Schweiz unternommen und sich anschließend allein in Lugano aufgehalten hatte, reiste er im September über Bologna nach Florenz. Er besuchte Gabriele D'Annunzio und übersetzte dessen Nachruf auf die Kaiserin Elisabeth. Ab dem 20. September arbeitete er in Venedig am »Abenteurer und der Sängerin«. Am 7. Oktober war er zurück in Wien (vgl. B I, S. 274).

<sup>57</sup> Vgl. Anm. 51.

gnügen und Dankbarkeit Ihr Wohlwollen gegen meine Person und meine Arbeiten empfinde, sondern sicher hab ich gemeint: diesmal wieder.

Was die Verherrlichung der verstorbenen Kaiserin anlangt, so deken ja den politischen Herausgeber die Namen zweier Dichter.<sup>58</sup> Und uns muss man erlauben auch das zeitlich Nahe, das politisch Angreifbare mit mythenbildenden Händen anzurühren. Auch Michel Angelo, der groß kühn und frei war, hat auf das Grab des *unbedeutendsten* Medicäers eine Porträtstatue gesetzt, die aussieht wie der träumende Caesar.<sup>59</sup>

Meine Anfrage oder mein Anerbieten, nun häufiger für die »Zukunft« zu schreiben, kommt daher dass ich mich manchen Gegenständen gegenüber nun reifer oder zumindestens ruhiger fühle, über manches gerne reden würde aber das Geredete oder Geschriebene nicht gar so sehr verstreuen sondern mir allmählich ein paar Menschen finden die mir zuhören, am liebsten von der »Zukunft« aus. Ich denke an keine ärgere Überschwemmung, als *einen* Beitrag alle 6 Wochen etwa und manchmal noch seltener.<sup>60</sup>

Aufrichtig Ihr

Hofmannsthal

Über Schnitzler wäre viel zu sagen. Ich habe ihn vor allem menschlich äußerst lieb gewonnen. Das Stück von dem Sie sprechen, ist glaub ich recht unfrei behandelt.<sup>61</sup>

<sup>58</sup> Gabriele D'Annunzios und Hofmannsthals selbst. – Der Text erschien schließlich mit folgender redaktioneller Anmerkung: »Herr Hugo von Hofmannsthal, von dem die Leser der »Zukunft« schon manche feine Gabe erhielten, hat für diese Zeitschrift die Worte übersetzt, die d'Annunzio der Kaiserin von Oesterreich ins Grab nachrief. Der lyrische Schwung des Nachrufes forderte einen Sprachkünstler als Uebersetzer; da er ihn fand, wird der Hymnus auch jetzt noch deutschen Lesern willkommen sein.«

<sup>59</sup> Im Herbst 1520 erhielt Michelangelo von Papst Leo X. und dessen Cousin, Kardinal Giulio de' Medici (ab 1523: Papst Klemens VII.), den Auftrag, in der Neuen Sakristei von San Lorenzo in Florenz eine Grabstätte für die Medici zu schaffen. Hofmannsthal dachte bei seiner Bemerkung offenbar an die Skulptur des Giuliano de' Medici im Zentrum von dessen Grabmal.

<sup>60</sup> Zu solchen regelmäßigen Beiträgen Hofmannsthals für die »Zukunft« kam es nicht. Vielmehr brach der Kontakt nach Hardens Besprechung der Doppelpremiere der »Sobeide« und des »Abenteurers« für fast fünf Jahre ganz ab (s. S. 8).

<sup>61</sup> Hofmannsthal bezieht sich wahrscheinlich auf Schnitzlers dreiaktiges Schauspiel »Das Vermächtnis«, das am 8. Oktober im Deutschen Theater in Berlin uraufgeführt wor-

Ich weiss nicht mehr, lieber Herr von Hofmannsthal, was ich 1899 geschrieben habe, möchte auch nicht nachlesen;<sup>62</sup> alte Kleider ansehen. Es hatte nicht auf mich gewirkt; vielleicht weil ichs nicht las und die Spieler zu plump und täppisch waren. Darunter litt ich, litten Sie nicht. Aber der feine Rhythmus Ihrer Seele findet mich nicht taub. Ich könnte als Zeuge meinen Freund Mauthner citieren, mit dem ich oft von Ihnen spreche;<sup>63</sup> uns sind Sie näher und mehr als George. Aber was liegt daran? Wenn Sie mich ein bischen zu den Künstlern zählen, müssen Sie mir das Recht gewähren, als Künstler auf Impressionen zu reagieren, heftig, nicht kühl richterlich. Als Sie mir schrieben, die Duse empfinde, das Leid der Welt (oder so ähnlich) tiefer als irgend ein anderer Mensch des Säkulums, war ich ganz wüthend und empfans wie Entwürdigung Ihres Adels; den ganzen Artikel, an dem nichts zu halten war.<sup>64</sup> Dann wieder entzückte mich eine aus altenglischer Mas-

den war. Die Buchausgabe erschien erst 1899 bei S. Fischer. Vgl. auch Hofmannsthals Briefe an Schnitzler vom 2. und 12. Oktober 1898 und Schnitzlers Brief vom 4. Oktober, ferner den scherzhaften Brief Hofmannsthals und Beer-Hofmanns an Schnitzler vom 15. Februar 1903, in dem die beiden Absender das »Vermächtnis« als »confus« bezeichnen (BW Schnitzler [1983], S. 112f. und 167).

<sup>62</sup> Hardens Kritik der »Sobeide« und des »Abenteurers« vom April 1899 in der »Zukunft« (s. S. 12–14).

<sup>63</sup> Den Schriftsteller, Sprachphilosophen und Publizisten Fritz Mauthner (1849–1923) kannte Harden seit den späten achtziger Jahren (s. S. 16). 1905 verließ Mauthner Berlin und lebte ab 1907 am Bodensee. Zu Hofmannsthals Bekanntschaft mit Mauthner vgl. auch HB 19/20, 1978, S. 21–38; dort auch Mauthners Rezension des »Geretteten Venedig« im »Berliner Tageblatt« vom 22./23. Januar 1905 (HB 19/20, 1978, S. 39–42).

<sup>64</sup> Hofmannsthal hatte bereits 1892 zwei Aufsätze über das spektakuläre erste Gastspiel Eleonora Duses in Wien geschrieben. Elf Jahre später veröffentlichte er in der Wiener »Neuen Freien Presse« vom 17. April 1903 einen dritten Aufsatz »Die Duse im Jahre 1903« (GW RA I, S. 484–89). Der Aufsatz beginnt mit den Worten, auf die Harden sich bezieht und die Hofmannsthal ähnlich offenbar auch in einem – nicht überlieferten – Brief an Harden verwendet hatte: »Diese Frau leidet die Leiden unserer Zeit mehr als irgend ein anderes Geschöpf, und in einer großartigen Weise. [...] Sie ist das ruhmbeladenste Geschöpf der Erde und das ruheloseste«. – Harden hatte die Begeisterung um die Duse von Anfang an nicht geteilt. Als sie, von Wien kommend, 1892 in Berlin gastierte und auch dort von der Theaterkritik umjubelt wurde, schrieb Harden an Hermann Bahr, der sich (nicht ganz zu Unrecht) als der Entdecker der Duse betrachtete (vgl. Bahrs »Russische Reisen«, Dresden und Leipzig 1891, S. 40, 57, 116–125 und 156f; sowie seinen 150 Seiten umfassenden »Führer durch das Gastspiel« der Duse): »Die Duse mache ich nicht mit.« (Brief



ke sprechende Gestalt, die Sie reden liessen.<sup>65</sup> Genügte nicht dass man einander manchmal lieb hat? Für Ihren Brief danke ich Ihnen sehr herzlich. Es war eine schöne Überraschung.

Schade dass wir einander so lange verloren haben. Auch ich hatte damals das Gefühl, dass wir uns manches sagen und sein könnten; und empfand es fast als stillos, dass eine nicht liebevolle »Kritik«, ein vielleicht schlechtes Stück Arbeit, Resultat einer schlechten Stimmung auch Sie so verstimmt, dass Sie schwiegen. Schliesslich hat jeder doch wenige Menschen, die ihm ein bischen tönen. Die sollte er sich auch bei schlechtem Wetter zu erhalten suchen.

Als ich mit Schnitzler, den ich lieben gelernt habe, sprach,<sup>66</sup> meinte ich wirklich Ihren »Artikel« mit dem Satz über die Pamphletisten. Den möchte ich gern noch einmal lesen.<sup>67</sup>

Ich möchte Ihnen noch allerlei sagen, aber Sie nicht ermüden. Und ich bin nicht gesund und so voll Homininekel, dass ich immer fürch-

vom 1. Dezember 1892, vgl. auch Hardens Aufsatz »Die Duse« vom 3. Dezember 1892 in der »Zukunft«, Bd. 1, S. 469–71.)

<sup>65</sup> Hofmannsthals erfundener Brief des jüngeren Sohns des Earl of Bath, Philipp Lord Chandos, an Francis Bacon (GW E, S. 461–72) war genau ein Jahr zuvor, am 18. und 19. Oktober 1902, im Berliner »Tag« erschienen.

<sup>66</sup> Am 28. Februar 1903 notierte Schnitzler in seinem Tagebuch: »Abds. Grunewald bei Harden. – Über Beatrice, seine Stellung, Einsamkeit. Kraus hatte ihm geschrieben, Hugo habe ihm einen Besuch gemacht Sympathie ausdrücken, nach Bahrprozess.« (Tagebücher 1903–1908, S. 17; »Beatrice« bezieht sich auf Schnitzlers Stück »Der Schleier der Beatrice«.) Ob Harden sich in seinem Brief an Hofmannsthal auf diesen Besuch Schnitzlers oder einen späteren bezieht, ist ungewiß. Die Briefe und Tagebücher Schnitzlers zeigen, daß dieser schon seit 1896 regelmäßig bei Harden zu Gast war, wenn er sich in Berlin aufhielt. Am 29. Oktober 1896 etwa notierte Schnitzler: »Bei Harden (Sympathie)«. Am 5. November desselben Jahres vermerkte er, daß Harden mit ihm »über Loris«, also über Hofmannsthal, gesprochen habe. Am 7. Oktober 1898 schrieb Schnitzler an Marie Reinhard, er habe Harden besucht, »der mich wieder sehr interessierte«. Eine Woche später heisst es in einem Brief an Hofmannsthal: »Viele Grüße hab ich Ihnen von Brahm, Harden und der Dumont zu sagen. Die Leute spüren doch ungefähr, wer Sie sind. Man freut sich auf Ihr Wiederkommen, auf Ihr neues Stück, – mir scheint, im Jänner sind einige Abende für Sie frei; (von den künftigen Monaten ganz zu schweigen.)« (BW Schnitzler, S. 114). Am Neujahrstag 1902 schrieb Schnitzler an Olga Gussmann, er habe Harden aufgesucht, »wie immer interessant wirkend. Gespräch Wiener Zustände überhaupt, der kleine Kraus (von dem er gar nichts mehr wissen will), Beatrice, Deutsches Theater etc.« – Die hier wiedergegebenen Äußerungen Schnitzlers über Begegnungen mit Harden stellen nur eine Auswahl dar, die aber hinreichen dürfte, den herzlichen Kontakt der beiden in jenen Jahren zu belegen.

<sup>67</sup> »Englisches Leben« (vgl. Anm. 5).

ten muss da, wo es nicht passlich ist, jetzt einen schrillen Ton zu gebrauchen. Vielleicht wirds noch einmal besser. Es ist ziemlich viel für einen Einsamen, die ganze Meute um sich, hinter sich zu haben, von Wilhelm<sup>68</sup> bis zu Bebel,<sup>69</sup> und man soll sich in solchen Stunden seinen Freunden eigentlich nicht zeigen.

Wenn Sie mich besuchen machen Sie mir eine grosse Freude. Ende November will man mich in Wien. Hoffentlich haben Sie auch da ein Stündchen für mich.<sup>70</sup>

Und, bitte, trauen Sie mir nicht zu, ich könnte so dumm sein, anzunehmen Sie sagten mir freundliche Worte, um Elektras »Kritiker« zu sänfügen!

Herzlich dankbar grüsst Sie und Ihre Freunde

Ihr Harden.

23 IV. [1904]

sehr geehrter Herr Harden,

ich danke Ihnen sehr: es war so sehr freundlich von Ihnen, mir etwas Wohlthuendes und Tröstliches sagen zu wollen. Freilich vermag ich so gar nicht jene Verfassung des Bewusstseins in mir herzustellen, in welcher sich dem Tod meiner Mutter das Gelingen einer Arbeit nur irgendwie gegenüberstellen liesse.<sup>71</sup> Hebbel hätte es wahrscheinlich vermocht, zum Theil aus verborgenen Gründen, die in jedes Men-

<sup>68</sup> Gemeint ist Wilhelm II.; als leidenschaftlicher Anhänger Bismarcks (s. S. 18) war Harden ein erbitterter Gegner der Politik und des Regierungsstils des deutschen Kaisers. Harden wurde 1893, 1898 und 1900 wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht gezogen. Der erste Prozeß, der auf den ausdrücklichen Wunsch Wilhelm II. angestrengt wurde, endete mit einem Freispruch. Im zweiten Prozeß wurde Harden wegen eines Artikels mit dem Titel »Pudel-Majestät« zu sechs Monaten Festungshaft verurteilt. Der dritte Prozeß stand im Zusammenhang mit dem Boxeraufstand in China. In seinem Artikel »Der Kampf mit dem Drachen« griff Harden den Kaiser wegen dessen Hamburger Ansprache an das deutsche Truppenkontingent, das nach China gebracht wurde, scharf an. Auch diese Intervention brachte Harden eine Verurteilung zu sechs Monaten Festungshaft ein.

<sup>69</sup> August Bebel (1840–1913), der Mitgründer der Sozialdemokratischen Partei. Zu Hardens Haltung gegenüber Bebel vgl. Young, Harden, S. 84–87 und Weller, Harden, insbesondere S. 134–36.

<sup>70</sup> Diese Reise Hardens nach Wien kam nicht zustande (vgl. Hofmannsthals Brief vom 23. April 1904).

<sup>71</sup> Hofmannsthals Mutter war am 22. März gestorben.

schen Wesen liegen, zum Theil darum weil er – und mit wie viel Recht! – von dem Gewicht seiner Arbeiten überzeugter war als ich von dem der meinigen.

Ich habe in diesen letzten Wochen vielerlei gelesen, auch das kleine aber inhaltsreiche Buch des Herrn Landauer zum zweiten Mal und mit wahrer geistiger Aufheiterung.<sup>72</sup>

Würden Sie wohl die große Freundlichkeit haben, mir durch einen Schreiber auf einer Postkarte Landauers gegenwärtig geltende Adresse schicken zu lassen?

Es thut mir überaus leid, dass Sie im November dann doch nicht nach Wien kamen und auch später nicht. Eine Beziehung wie die unsere bedarf keiner philiströsen »regelmäßigen« Aufmunterung, aber doch irgend welcher Wiederbelebung öfter als alle drei vier Jahre. Seien Sie bitte versichert, dass ich allein und mit gewissen mir geistig nahe stehenden Menschen Ihrer oft gedenke.

H. H.

[Postkarte]      Poststempel:Grunewald Berlin 25. 4. 04. 9. [Uhr] 10.

An Herrn

Dr. Hugo von Hofmannsthal in Rodaun bei Wien]

25/4 1904

Sehr geehrter Herr von Hofmannsthal

Herr Landauer wohnt in Germsdorf i. d. Mark, Schloßstr. 17.

<sup>72</sup> Gustav Landauers Abhandlung »Skepsis und Mystik« war 1903 bei Fontane in Berlin herausgekommen. Am Ende des dritten, abschließenden Kapitels – »Die Sprache als Instrument« – begrüßte Landauer Hofmannsthal's Chandos-Brief, der am 18./19. Oktober 1902 im Berliner »Tag« erschienen war, enthusiastisch als »Manifest« der jungen Poesie. Die in den Hofmannsthal-Blättern nachgedruckten Passagen (HB 19/20, 1978, S. 46–48) hatte Landauer bereits einen Monat vor Erscheinen des Buchs in der »Zukunft« veröffentlicht, als Schlußstück eines Aufsatzes über den dritten Band von Fritz Mauthners »Beiträgen zu einer Kritik der Sprache«. (»Mauthners Werk«, in: Die Zukunft, Bd. 42, 21. März 1903, S. 455–64.) Dazu und allgemeiner zur Beziehung zwischen Hofmannsthal und Landauer vgl. Norbert Altenhofers Beitrag »Hugo von Hofmannsthal und Gustav Landauer. Eine Dokumentation« (HB 19/20, 1978, S. 43–72). Der dort abgedruckte »fragmentarische Briefwechsel« (HB 19/20, 1978, S. 43) setzt erst im Januar 1905 ein, als sich Hofmannsthal zu den Proben für das »Gerettete Venedig« in Berlin aufhielt.



Heute danke ich Ihnen nur herzlich für Ihren Brief und grüße Sie

Ihr ergebener

Harden

[gedr. Briefkopf]

La Haye, Hotel des Indes  
den Haag,

26 Mai [1904]<sup>73</sup>

sehr geehrter Herr Harden

es war überaus freundlich von Ihnen dass Sie in der »Zukunft« den Platz frei machten, der einem Menschen von Anstand und Bildung gestattete, über mein Stück in einer Weise zu schreiben, welche leider so selten ist, und welche doch, abgesehen von Lob oder Tadel, die einzige mögliche sein sollte. Ich weiß nicht, ob Sie Herrn Federn persönlich sehen. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie die Gelegenheit fänden, ihm zu sagen, dass es mir sehr angenehm war, zu sehen, dass meine Arbeit ihn zu interessieren vermochte, und dass ich mich sehr freuen werde, seinen Aufsatz später nochmals im Ganzen zu lesen.<sup>74</sup> Ihnen würde ich gern einiges mehr schreiben, wenn nicht ein überfülltes Lesezimmer, mit einigen lebhaft sprechenden Damen, mir die

<sup>73</sup> Hofmannsthal war Ende Mai nach Holland gereist, wo er sich bis Anfang Juni aufhielt (vgl. BW Kessler, S. 63).

<sup>74</sup> Die ausführliche und zustimmende Besprechung Karl Federns von Hofmannsthals Stück erschien unter der Überschrift »Elektra« am 7. Mai 1904 in der »Zukunft« (47. Bd., S. 232–36). Eine redaktionelle Notiz Hardens wies auf Federns neues Buch mit dem Titel »Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte« hin; da nach der »Elektra« Hofmannsthals nun auch die sophokleische in Berlin aufgeführt werden solle, sei ein Vergleich der beiden Versionen gerade jetzt vielleicht willkommen. Damit ist Federns methodischer Ansatz benannt. Federn kommt zum Schluß, daß »Hofmannsthal nicht etwa moderne Menschen aus den Helden des Sophokles gemacht« habe. »Sie sind vielleicht in einem Sinn – man könnte das als Paradoxon aussprechen – griechischer als die des Sophokles selbst; es sind wahrhaftigere Griechen der Urzeit. Es sind Griechen, geschaut mit moderner Psychologie und modernem kulturhistorischem Wissen.« Hofmannsthal breche hier mit einer »Anzahl hohler Konventionen, von denen unsere Bildung erfüllt ist«. – In der »Bibliographie der Kritiken zu den Uraufführungen Hugo von Hofmannsthals in Berlin«, die Bernd Sösemann und Holger Kreitling für den Band »Hugo von Hofmannsthal. Freundschaften und Begegnungen mit deutschen Zeitgenossen« erstellt haben (vgl. Anm. 4, S. 215–25), fehlt der Aufsatz von Federn.

Intimität dieses Vergnügens und beinahe die Möglichkeit davon rauben würde.

Ich denke im Herbst nach Berlin zu kommen und freue mich darauf, Sie zu besuchen.<sup>75</sup>

Ihr ergebener

Hofmannsthal

P. S. Die Scherze des Herrn A. Kerr fangen nun auch an mir aufzufallen.<sup>76</sup> Ich hoffe dass keiner davon, auch nicht einmal in einer verrückten oder enervierten Stunde, die Kraft hat, Sie zu ärgern.<sup>77</sup> Es sind Scherze eines Schriftstellers, dessen Stil allzu viel davon hat und etwas zu wenig reelle Ressourcen.

Grunewald

28 / 5 / 1904

Sehr geehrter Herr von Hofmannsthal,

ich danke für Ihren liebenswürdigen Brief, dessen Inhalt ich Herrn Federn mittheilen werde.

<sup>75</sup> Letztlich verbrachte Hofmannsthal den September in Venedig und hatte im November an einer militärischen Übung in Olmütz teilzunehmen. Die Vorbereitungen für die Premiere des »Geretteten Venedig«, denen vermutlich Hofmannsthals Absicht galt, nach Berlin zu kommen, mußten daher aus der Ferne im Briefverkehr mit Otto Brahm abgewickelt werden (vgl. Briefe II, S. 162–65, 173f. und 177–94).

<sup>76</sup> Alfred Kerr hatte in der Neuen Rundschau über »Elektra« geschrieben (14. Jg., November 1903, S. 1313–17; wieder abgedruckt in: Gotthart Wunberg [Hg.], Hofmannsthal im Urteil seiner Kritiker, Frankfurt a.M. 1972, S. 88–82). Unter seinem Pseudonym »Peter« hatte er zudem in der Illustrierten Zeitung »Der Tag« am 20. November 1903 das folgende Gedicht mit dem Titel »Premiere« veröffentlicht: »Ein Schreck. Ein Krampf. Ein nächtiger Druck. / Ein Blutbann lastet auf dem Hause. / Man spielt (nach der Musik von Gluck) / Das Rächerdrama, ohne Pause. // Durchs Beil, im Garn, erlag der Held. / Die ihm das Todesnetz geflochten, / Die Klytämnestra wird gefällt, / Ihr Buhle hinterdrein geschochten. // Die Freude bringt Elekten um; / Auch sie? Das Drama ist zu Ende; / Erstarrt sitzt alles Publikum, / Dann klatscht man zitternd in die Hände. // Den Autor ruft eine kleine Zahl; / Und als die Vorhangshälften weichen, / Kommt Sophokles, nein Hofmannsthal / Und lächelt fröhlich über Leichen.« (Nachgedruckt in: Bernd Sösemann [Hg.], »Im Geschwätz der elenden Zeitungsschreiber«, Kritiken zu den Uraufführungen Hugo von Hofmannsthals in Berlin, Berlin 1989, S. 24.)

<sup>77</sup> Alfred Kerr ließ seiner Antipathie gegen Harden in seinen Zeitungsbeiträgen freien Lauf. Harden beschränkte sich darauf, Kerr beharrlich zu ignorieren (vgl. Weller, Harden, bes. S. 69–71).

Aber ich lasse mir die Freude nicht nehmen, auch selbst noch über Ihr Gedicht zu sprechen.<sup>78</sup> Daß ichs noch nicht thun konnte, scheint blödsinnig, liegt aber an argen Verhältnissen. War und bin viel krank. Ich liebe diese Dichtung ungemein und möchte es sagen. Federn war würdig, aber trocken. Ich habe bisher nur von den Dramen gesprochen, die keinen Erfolg hatten.

Das Alles wird Sie nicht sehr interessiren.

Es freute mich aber sehr, Ihre Schriftzüge zu sehen.

Gute Reise! Und herzlichen Gruß,

von Ihrem ergebenen

Harden.

5 IX. [1904]

Darf ich Ihnen, lieber Herr Harden, durch diese Zeilen Dr. Rudolf Kassner vorstellen?<sup>79</sup> Ich möchte nicht, dass einer der wenigen Menschen aus Oesterreich, an die mich *zugleich* freundschaftliche und geistige Beziehungen knüpfen, Berlin verlasse, ohne die Gelegenheit zu suchen, mit Ihnen eine jener Stunden zu verbringen, an deren zwei oder zwei und einhalb ich mich so lebhaft und so dankbar erinnere.

Ihr aufrichtig ergebener

Hofmannsthal

P. S. Wenn ich einen mir Begegnenden recht verstand, hätten Sie in der letzten Zeit nochmals, diesmal selbst, über die »Elektra« geschrieben. Ich habe sogleich an meinen Buchhändler deshalb geschrieben.

Grune[...]<sup>80</sup>

[September 1904]

Herzlich, verehrter Herr von Hofmannsthal, danke ich für die freundlichen Worte, die Herr Kassner von Ihnen brachte. Das Heft, das Sie

<sup>78</sup> Hardens Aufsatz über die »Elektra« erschien am 27. August 1904 in der »Zukunft« (12. Jg., Bd. 48, S. 349–58; wieder abgedruckt bei Wunberg, Kritiker, S. 82ff.)

<sup>79</sup> Rudolf Kassner (1873–1959) zählte zu Hofmannsthals Wiener Bekanntenkreis. Hofmannsthal schätzte den Essayisten und Übersetzer sehr, wie auch seine Briefe an Schnitzler vom 28. März 1902 (BW Schnitzler [1983], S. 155) und an Kessler vom 6. Oktober 1903 zeigen (BW Kessler, S. 55). In einem Brief vom 5. März 1907 nennt er Kassner als Mitglied seines »kleinen Kreises« in Wien (BW Kessler, S. 148).

<sup>80</sup> Textverlust.



wünschen, ließ ich Ihnen schicken.<sup>81</sup> Bin dadurch etwas geniert und grüße Sie heute nur, nicht ohne Neid\* (Grunewälder!), doch herzlich;

Ihr ergebener

H.

(\* von wegen Venedig;<sup>82</sup> das Andere wäre Größenwahn)

Rodaun

26 IX. [1904]

Verzeihen Sie, sehr geehrter Herr, die Verspätung. Indessen zeigt Ihnen auch die Überschrift, dass Sie keine Ursache mehr haben, mich um einen Aufenthalt zu beneiden, den übrigens ein früher fast winterlicher Herbst und stete Bora<sup>83</sup> sehr entstellte.

Ich war überaus erfreut, aus Ihren Zeilen und aus dem Umstand, dass Sie den Besuch des Herrn Kassner annehmen konnten, zu sehen, dass Sie wohler sind. Ich musste seit einem Jahr in verschiedenen Abständen leider immer wieder hören, dass Sie nicht ganz wohl waren. Aber ich denke, es kann nicht anders sein, als dass Sie sich überanstrengen. Es kann nicht anders sein. Unlängst kamen mir in einem Alpenhôtél,<sup>84</sup> dessen Bibliothek sonst eben nicht reich war, die gebundenen Jahrgänge der »Zukunft« in die Hand, und da es regnete, blätterte ich lange darin. Was für eine übermenschliche Arbeitsmasse ist da aufgetürmt. Welche unheimliche Menge an Anspannungen eines starken Geistes, einer weit um sich greifenden Phantasie, gehorsamer – aber vergewaltigter – Nerven. Ich hatte ein Gefühl wie Schwindel als ich diese Abgründe hinunter, diese ruhenden Massen hinaufblickte. Aber es war mir ein freundlicher Gedanke, dass ich und einige wenige nahe Freunde – Bahr, Arthur Schnitzler Richard Beer-Hofmann – heute wie damals nahe Freunde, heute nur einander um so viel näher als wir ernster geworden sind und den Werth eines

<sup>81</sup> Vgl. Hofmannsthals Brief an Arthur Schnitzler aus Venedig vom 22. 9. 1904: »Bitte vielmals schicken Sie mir recht bald hieher – ich habe in den Abendstunden gar nichts zu lesen – womöglich: H. Mann, Herzogin, I u. II (Bd III Venus habe ich) und das Heft der Zukunft, worin H. über Elektra schrieb. Wenn das nicht möglich, so vielleicht »Jagd nach Liebe«. [...] P. S. Eben kommt die »Zukunft«, also die nicht.« (BW Schnitzler [1983], S. 202)

<sup>82</sup> Mitte September hatten sich Hofmannsthals für einige Tage in Venedig im »Hotel Europe« einquartiert (vgl. B II, S. 162–66).

<sup>83</sup> Nordöstlicher Fallwind an der adriatischen Küste.

<sup>84</sup> Vermutlich eine Zwischenstation auf der Reise nach Venedig.

Menschen höher zu schätzen wissen – diesem ganzen prachtvollen manchmal den Athem benehmenden Lauf eines Schwerbewaffneten in voller Rüstung, diesem fast unglaublichen Schauspiel, von seinem ersten Anfang an zugesehen, mit einer Theilnahme der die Jahre vielleicht ihre fieberhafte Erregung, nichts aber von ihrem eigentlichen Gehalt nehmen konnten.

Der Zufall, wirklich der Zufall denn ich blätterte auf, was mir in die Hand kam, brachte mir auch jenen ersten Aufsatz vor Augen.<sup>85</sup> Ich las ihn ohne Bitterkeit, mit Staunen. Dann erinnerte ich mich mit Vergnügen, dass auch dies, wie so vieles andere, im Rücken liegt. Wie freundlich und wohlthuend, Ihren Aufsatz über die Elektra mit jenen Vermuthungen über unser Gespräch anzufangen, die um so viel mehr innere Wahrheit haben, als sie gar nicht prätendieren, anekdotenmäßig richtig zu sein.<sup>86</sup> Ich bin wirklich ganz betroffen davon dass Sie es

<sup>85</sup> Hardens Besprechung der »Sobeide« und des »Abenteurers« vom April 1899 in der »Zukunft«, s. S. 13f.

<sup>86</sup> Harden beginnt seine Besprechung der »Elektra« mit einer Reminiszenz aus Hermann Bahrs »Komödie vom Meisterwahn« (»Der Meister«, 1904), die Harden kürzlich in der »Zukunft« rezensiert hatte (in einer Sammelbesprechung »Theater«, die u.a. auch eine Kritik von Hauptmanns »Rose Bernd« einschloß; Bd. 48, Ausgabe vom 23. Juli 1904, S. 146–62, die Besprechung Bahrs S. 159–62). In Bahrs Stück äußert ein Geheimrat die Absicht, ein Buch über die Griechen schreiben zu wollen, »nämlich meine Griechen, die wirklichen, mit ihrer furchtbaren Hysterie, nicht die von Gips.« Harden schreibt, er habe sich gewundert, wie Bahr auf diesen Einfall gekommen sei, und fährt fort: »Die Antwort war schnell gefunden. Hinter Bahrs bärtigem Haupt, das einst dem Daudets ähnelte, jetzt gern dem buonarottischen Moses gliche, sah ich im dunklen Saal das schmale Kavalierköpfchen des Herrn Hugo von Hofmannsthal. Zwei Freunde. Zwei feine Hirne. Wer eine Probe will, lese Bahrs »Dialog vom Tragischen« und Hofmannsthals »Victor Hugo«; er wird dann nicht mehr zweifeln, daß die Beiden einander was Merkwürdigen mitzuthemen haben. Schon im »Dialog« wird von der »Tollheit« und Hysterie der Griechen gesprochen, gegen die, als Heilmittel, die Tragödie erfunden worden sei. Unter Freunden weiß man oft nicht, wer sich zuerst auf eine neue Gedankenbahn gewagt, wer den Freund herbeigewinkt hat. Der Dritte im wienener Bund, Herr Arthur Schnitzler, läßt einen grauen Junggesellen zum andern sagen: »Wir bringen einander die Stichworte so geschickt; es giebt pathetische Leute, die solche Beziehungen Freundschaft nennen.« Welcher von beiden Artisten das Stichwort brachte, braucht uns nicht zu kümmern; mir genügt, daß Beide ungefähr um die selbe Zeit laut von der Hysterie der Griechen zu sprechen angingen. Ich habe, mag der Poet gesagt haben, eine »Elektra« geschrieben, der alle Esel vorwerfen werden, daß sie nicht griechisch, sondern hysterisch sei, als ob der Typus der *hysterica* nicht auch in Hellas zu finden gewesen sein könnte, sein müßte! Sicher, erwiderte der Freund (so stelle ich mirs vor); was ist überhaupt Griechheit, was Hysterie? Schließlich sinds auch nur Begriffsgespenster. Nun konnte der Dritte sich einmischen, der Dr. med. Schnitzler, und die Freunde auf die Hyste-

der Mühe werth und mit Ihrer überlasteten Thätigkeit vereinbar finden, eine Publication wie meinen Aufsatz über V. Hugo (es ist meine Habilitationsschrift, eingereicht, und aus Unlust wieder zurückgezogen) aufmerksam zu lesen.<sup>87</sup> –

Der Hauptgedanke Ihres Aufsatzes, dass die »Elektra« besser wäre, wenn der Orest nicht darin vorkäme, beschäftigt mich sehr. Ich glaube, Sie haben recht. Es ist jedenfalls das fruchtbarste oder das einzig fruchtbare was jemand darüber geschrieben hat. Ich glaube absolut, dass Sie recht haben und ich kann das Stück sehen, das Sie einen Augenblick vor sich gesehen haben, und bin ziemlich fasziniert von dieser Vision. Es war doppelt freundlich von Ihnen, in diesem Moment der Überlegenheit – denn in diesem einzigen Augenblick ist der Kritiker überlegen: wenn er zeigt, wie es schöner zu machen wäre – in diesem Moment nicht hart zu sein, sondern das Citat von Goethe zu meiner Entlastung aufzurufen. Zwirnsfäden! ja wirklich Zwirnsfäden.<sup>88</sup> – Ich hoffe Sie in den nächsten Monaten zu sehen.

Ihr ergebener

H. H.

riestudien der Nervenpathologen Freud und Breuer hinweisen.« Diese behandelt wiederum Bahr in seinem »Dialog vom Tragischen«. »So kann es«, schließt Harden seine Vermutungen ab, »(in Hellas und in Wien) gewesen sein; aber auch anders. Einerlei.«

<sup>87</sup> Die »Studie über die Entwicklung des Dichters Victor Hugo« (GW RA I, S. 247–320) hatte Hofmannsthal 1901 in Wien im Selbstverlag veröffentlicht; Teildrucke erschienen 1902 in der Berliner »Deutschen Rundschau«, »Westermanns Monatsheften« und der »Neuen Freien Presse«; die erste Buchausgabe 1904 bei Schuster und Löffler in Berlin.

<sup>88</sup> »Nur Pedanten«, schreibt Harden, »können Herrn von Hofmannsthal tadeln, weil er die Griechen zeigt, die sein Auge sah. / Es sah keinen Mann. Aigisthos ist ein Statist, Orestes ein Deklamator. Beide kommen von draußen in das Gedicht, sind nicht in seinem Herzen gezeugt; und wir wünschen sie fort aus dieser Welt. Nur Weiber sollten hier hausen. Wunderbar, seufzt der als Spanier verummte Goethe: »ein Mensch, der sich über so Vieles hinaussetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden.« Herr von Hofmannsthal hatte den nicht geringen Muth, der Erinnerung an die Oresteia zu trotzen: nicht den höheren, den alten Stoff nach eigenem Recht zu gestalten. Nicht der Geist, doch das Personal der Atridentragödie ist ihm heilig. Eine Stunde lang hält er uns im Bann, läßt uns länger noch vergessen, daß Aischylos und Sophokles in diesem Königshaus throneten; dann tritt Orest ein: und der Bann weicht, der Zauber wirkt nicht mehr. Nur Weiber dürfen in diesem schwülen Winkel wohnen.« (S. 351f) – Harden zitiert aus Goethe, Clavigo, Beginn II. Akt.



14. 10. 1904

auf Waffenübung und kann auch nicht für 24 Stunden fort.<sup>93</sup> Wie sehr hatte ich mich gefreut, Sie ein paar ruhige Stunden in meinem Haus zu sehen. Auch Schnitzler und auch mein Freund Beer-Hofmann, dessen Sie sich vielleicht aus früheren Jahren erinnern, sind, glaube ich, beide im Augenblick in Berlin.<sup>94</sup>

Wie ärgerlich. Hoffentlich haben Sie in Wien freundliche Eindrücke, sehen Bahr, der je älter immer wärmer, besser und tüchtiger wird, und erinnern sich meiner freundlich als eines gezwungenen Abwesenden.

Aufrichtig und herzlich Ihr

Hofmannsthal

Grunewald,

24. 11. 1904

Sehr geehrter Herr von Hofmannsthal,

herzlich danke ich Ihnen für den liebenswürdigen Brief. Daß ich Sie nicht fand, Sie und Schnitzler nicht, war mir eine rechte Enttäuschung. Allerlei gabs, worüber ich mich gern mit Ihnen ausgesprochen hätte. Nun hoffe ich, Sie bald und nicht für zu kurze Zeit hier zu sehen. Bahr – dessen Entwicklung Sie so fein charakterisieren – hat mich ungemein freundlich aufgenommen, mir ein paar sehr anregende Stunden bereitet und sogar Etwas geschrieben, was nur Freundschaft diktieren kann.<sup>95</sup> Ich fürchte, daß ich ihm nicht ganz so zu danken vermochte, wie ichs gern gethan hätte.

Schnitzler soll hier häßliche Eindrücke gehabt haben.<sup>96</sup> Das thut mir sehr leid. Aber er ist zu stark, in sich zu sicher, als daß er lange darunter leiden kann.

<sup>93</sup> Hofmannsthal nahm im November 1904 an einem Instruktionskurs für Reserve-Offiziere in Olmütz teil.

<sup>94</sup> Schnitzler war vom 12. bis 24. November in Berlin. Am 22. fand dort unter der Regie von Max Reinhardt im Kleinen Theater die Uraufführung des »tapferen Cassian« statt. Zugleich wurde der »Grüne Kakadu« aufgeführt. Beer-Hofmann hielt sich bereits im Oktober und November zu Proben seines Trauerspiels »Der Graf von Charolais« in Berlin auf. Die Premiere erfolgte am 23. Dezember im Neuen Theater, ebenfalls unter Reinhardt.

<sup>95</sup> Nicht in: Hermann Nimmervoll: Materialien zu einer Bibliographie der Zeitschriftenartikel von Hermann Bahr, in: Modern Austrian Literature, 13 [1980], Nr. 2, S. 27–110).

<sup>96</sup> Ursprünglich hätte neben dem »Grünen Kakadu« und dem »tapferen Cassian« auch noch Schnitzlers »Familienszene« »Das Haus Delorme« zur Aufführung gelangen sollen. Das Stück wurde letztlich verboten (ED: Ver Sacrum, Neue Hefte für Kunst und Literatur, 1970, hg. von Reinhard Urbach). Zum Hintergrund des »Skandals« (Schnitzler) vgl.

Aufrichtig dankbar für Ihren Zuruf und herzlich der

Ihre

Harden

[gedr. Briefkopf]

Grand Hôtel de Rome u. du Nord.

A. Mühling. Berlin, N. W.

[Mitte Januar 1905]<sup>97</sup>

verehrter Herr,

ich bin müd, ich schäme mich fast zu sagen, wie müd. Ihnen, der sich fast nie gestattet, müd zu sein. Darf ich, ein bischen ausgeruht, den 18. (Sonntag) 5<sup>h</sup> nachmittags bei Ihnen sein?

Ihr

Hofmannsthal

Bitte nehmen Sie sich keinesfalls die Mühe, die vergeudete Mühe, mir hier im hôtel einen Formbesuch zu machen. Es thäte mir zu leid. Und ich bin nicht zuhaus.

Kronprinzenufer 7

Dienstag [17. Januar 1905]

lieber Herr Harden, es beschäftigt mich im Kopf, ob Sie noch Schmerzen leiden und ob Sie schon einen wirklichen Arzt gefragt haben. Ich wüsste es so gern. Vielleicht schreibt mir Ihre Gemalin ein Wort darüber.

Die arme kleine Großherzogin!<sup>98</sup> Die Nachricht heute früh auf der Probe – durch eine Depesche von Kessler, dem es sehr nahe geht –

Schnitzlers Briefe an seine Frau Olga vom 14. November (»mein geliebtes, diesmal geht alles schief«) sowie vom 15., 18., 19. und 21. November (Ders., Briefe 1875–1912, hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler, Frankfurt a.M. 1981, S. 488–98); ferner Schnitzlers Tagebuch 1903–1908, Wien 1991, S. 100–02.

<sup>97</sup> Die Datierung ist unsicher; wichtigster Anhaltspunkt ist das Hotel (vgl. den Brief vom 12. Januar, BW Kessler, S. 74). Gewöhnlich wohnte Hofmannsthal während seiner Berlin-Besuche im Savoy-Hotel. In Hardens Brief an Rathenau vom 14. 1. 1905 (BW Rathenau – Harden, S. 396) ist von Verabredungen mit Hofmannsthal die Rede.



ließ mich die aufgeregten Geberden dieser Menschen auf der halbdunklen Bühne, die von mir erfundene Reden eingelernt und heftig hersagten, in einem so sonderbaren Licht erscheinen.<sup>99</sup>

Dass die Menschen über die Details des Lebens so sehr vergessen können, was das Leben ist, das kann ich nicht ausdenken. Aber hierüber hat Shakespeare schon alles gesagt, was zu sagen ist, bis zum letzten Wort, und so wundervoll.

Von meiner Premiere denke ich manchmal ungefähr folgendes: wie bestimmt wollte Kessler kommen, wollte zusehen wollte klatschen, rufen, mit seiner netten Heftigkeit und Kunstfreude. Und nun wird er nicht hier sondern bei einem Begräbnis sein.

Und Sie werden vielleicht zuhause sein und Schmerzen haben. Und ein anderer Mensch wird drin sitzen und Sorgen im Kopf haben und kaum zuhören können. So zerfällt mir das Ganze fast zu nichts.

Ich kann das nicht sehr deutlich machen, ich bin zu müde und schläfrig.

Auf Wiedersehen

Ihr Hofmannsthal

Sonnabend, 7 Uhr abends  
[21. Januar 1905]

Lieber Herr von Hofmannsthal, nun kann ich doch nicht dort sein; und hatte mich so drauf gefreut. Ich hoffe und wünsche, daß Sie in drei Stunden zufrieden lächeln. Und einen Riesenappetit haben.

Es war so ungemein liebenswürdig, daß Sie in dem Gehetze dieser Woche noch Zeit fanden, meiner in Theilnahme zu gedenken. Mir

<sup>98</sup> Großherzogin Karoline, die junge Frau des Großherzogs Wilhelm-Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach, starb am 17. Januar an den Folgen einer Lungenentzündung, die sie sich beim Reiten zugezogen hatte.

<sup>99</sup> Am 18. Januar schrieb Kessler aus Weimar: »Das schmerzliche Ereignis, das mich plötzlich aus Berlin abberufen hat (– Sie haben doch noch rechtzeitig meine Rohrpostkarte bekommen?)– wird mich zu meinem großen Leidwesen auch verhindern, Ihrer Premiere beizuwohnen. Die Beisetzung findet Sonnabend Mittag statt. Was wir verloren haben, wird sich nie erlassen lassen. Ich glaube, eine große Zukunft, goldene Jahre deutscher Kultur. Wenn je ein begabtes Wesen, eine groß und kühn denkende Frau, wie Goethe sagte, auf einem deutschen Thron gesessen hat, so die verstorbene Weimarer Großherzogin.« (BW Kessler, S. 77)

fehlen die Künste Heilbut, ich muß aber sagen, daß ichs wirklich sehr freundlich fand und dankbar dafür bleibe.<sup>100</sup> Es waren böse Tage. Dienstag, in der Nacht zum Mittwoch, dachte ich, für dieses Stück Welt sei es nun aus. Und die Schmerzen und die Fieberstimmungen sind noch arg.

Und so haben wir wohl beide ungefähr in den selben Stunden an Leben und Sterben gedacht. Viel gedacht. Und Sie waren doch zu einer Premiere gekommen.

Daß Sie den Grafen Keffler entbehren mußten, thut mir sehr leid.

Nehmen Sie heute vorlieb. Mit dem Schreiben gehts noch gar nicht. Ich wollte Ihnen nur danken und Ihnen sagen, wie ich mich freuen würde, wenn Sie heute Grund zur Freude hätten.

Herzlich grüßt Sie

Ihr Harden

Grunewald,

16/2 1905

Lieber Herr von Hofmannsthal,

lassen Sie mich Ihnen für den liebenswürdigen Brief danken, den Sie meiner Hausfrau schrieben.<sup>101</sup> Herzlich danken, daß Sie auch dort meiner noch denken.

Seit ich Ihnen nach Rodaun schrieb, ist's etwas besser geworden. Nicht viel. Ich habe ein paar Wochen Einiges, mit Qual, schreiben können.<sup>102</sup> Dann wars wieder aus und ich mußte diesmal froh sein,

<sup>100</sup> Emil Heilbut (1861–1921) war Kunstschriftsteller und Professor in Berlin. Harden und Heilbut kannten sich schon seit den journalistischen Anfängen Hardens Ende der achtziger Jahre als Theaterkritiker der »Nation« (s. S. 16). Heilbut schrieb zu dieser Zeit unter seinem Pseudonym Hermann Helferich die Ausstellungsberichte und Aufsätze zu den bildenden Künsten, die in der »Nation« erschienen. Später veröffentlichte er u.a. regelmäßig in der »Zukunft«. Zusammen mit Karl Scheffler gab Heilbut, der einer der engagiertesten Fürsprecher des französischen Impressionismus war, die bei Bruno Cassirer erscheinende Zeitschrift »Kunst und Künstler« heraus. – Welche Künste Heilbut's Harden in seinem Brief anspricht, ist unklar.

<sup>101</sup> Nicht überliefert.

<sup>102</sup> Vgl. Hardens briefliche Mitteilung an Rathenau vom 31. Januar: »Heute mußte ich, mit tausend Schmerzen, Pluto (über Ladenburg) schreiben.« (BW Rathenau – Harden, S. 398.) Im selben Brief schrieb Harden, Rathenau sei »jetzt gewiß bei Hofmannsthal; ich hatte ihm fest versprochen, auch da zu sein.« (S. 399)

das Technische halbwegs bewältigt zu haben. Es ist ziemlich jammervoll. Aber wenns ein bißchen heller und wärmer wird, solls ja wohl besser werden.

Sie werden auch Aerger gehabt haben. Was hilft alle Philosophie? On se sent boudhiste, – und ärgert sich doch. Um so mehr, als Ihrer Dichtung auf dieser unseligen Bühne ja offenbar Unrecht geschehen sein muß.<sup>103</sup> Offenbar das Feinste nicht herausgekommen ist. Tief wird dieser Schmerz Ihnen, glaube ich, nicht gehen. Ich habe oft daran gedacht. Und an all die Unheilssymptome, die vorausgingen. Daß ihr Freund aus Weimar fehlte.<sup>104</sup> Daß ich, der ein bißchen Gefühl für Ihre Kunst zu haben glaube, nicht dort sein konnte.

Zu dumm übrigens, daß man den Herrn Moissi (den ich Reinhardt empfahl)<sup>105</sup> nicht früher kannte. Der, scheint mir, wäre ein Jaffier gewesen.<sup>106</sup>

Ich sehne mich auch nach Gesundheit, um zu versuchen, ob sich über dieses Gedicht nicht Einiges sagen ließe.<sup>107</sup> (Sie dachten übrigens mal an eine Selbstanzeige ...)<sup>108</sup>

<sup>103</sup> Die Premiere des »Geretteten Venedig« war ein nur geringer Erfolg (vgl. SW IV Dramen 2; s. Bernd Sösemann [Hg.], »Im Geschwätz der elenden Zeitungsschreiber«. Kritiken zu den Uraufführungen Hugo von Hofmannsthals in Berlin, Berlin 1989, S. 27–34).

<sup>104</sup> Harry Graf Kessler.

<sup>105</sup> Harden wurde auf Moissi aufmerksam, als dieser im Herbst 1904 auf der neugegründeten Deutschen Volksbühne in Berlin den Golo in Hebbels »Genoveva« spielte. Davor war Moissi, der seine Jugend in Triest und Durazzo verbracht hatte, 1898 mit noch lückenhaften Deutschkenntnissen nach Wien gekommen, erhielt dort einen Statistenvertrag am Burgtheater und übernahm nach einem Jahr die Rolle des Dieners Lorenzo in Molières »Tartuffe«. Josef Kainz, der die Titelrolle verkörperte, empfahl ihn dem Burgtheaterdirektor Paul Schlenker, den Moissi aber nicht überzeugte. Immerhin vermittelten Schlenker und Kainz ihn 1901 an das Neue Deutsche Theater in Prag als Vertreter des Heldenfachs. 1903 wandte er sich an Max Reinhardt, der ihm 1904 in seiner Inszenierung von »Kabale und Liebe« am Berliner Neuen Theater die Rolle des Wurm übertrug. Moissi konnte sich aber zunächst im Reinhardt-Ensemble nicht durchsetzen und wechselte zur Deutschen Volksbühne. Auf Hardens Fürsprache hin holte Reinhardt ihn bald in sein Ensemble zurück. Dort wirkte er im November 1904 in Gorkis »Nachtasyl« mit. Erst Anfang 1906 schaffte er als Kreon in Hofmannsthals »Ödipus und die Sphinx« den Durchbruch. Moissi blieb bis 1921 im Ensemble von Max Reinhardt. (Vgl. Edith Marktl, Alexander Moissi, in: Neue Deutsche Biographie, 17. Band, Berlin 1994, S. 716–18.)

<sup>106</sup> Eine der beiden Hauptfiguren im »Geretteten Venedig«.

<sup>107</sup> Harden schrieb nicht über das »Gerettete Venedig«; sein Freund Fritz Mauthner rezensierte die Premiere am 23. Januar in der Abendausgabe des »Berliner Tageblatts« (vgl. auch HB 19/20, 1978, S. 39f.).



Entschuldigen Sie mich; bis zu einem erträglichen Brief langts noch gar nicht.

Nehmen Sie warmen Dank von dem Insassen des Waldhäuschens.<sup>109</sup>

Ich wünsche Ihnen recht helle, fröhliche Tage.

Ihr

Harden

Rodaun

8 [IV.] 05<sup>110</sup>

lieber Herr Harden

heute waren zufällig in Rodaun einige Menschen, die Ihnen sehr gut gesinnt sind. Max Reinhardt frühstückte bei mir, nachher gingen wir zu Beer-Hofmann hinüber und fanden dort Salten.<sup>111</sup>

Wenn ich Ihnen, so oft ich mit einiger Sorge an Ihr Befinden und dies fast unbegreifliche Sich-nicht-Ruhe-gönnen, dies Herausfordern des physischen Schicksals denke, jedesmal einen Brief schreiben würde, dürften Sie etwas ungeduldig werden. Ich lasse es daher auch lieber sein. –

Wunderschön war der Aufsatz von Heinrich Mann über die liaisons dangereuses, (ein Buch das ich eben zum siebenten oder achten Mal mit Entzücken lese.)<sup>112</sup> Dieser Heinrich Mann ist ein so reicher und kluger Künstler, und ich würde ihm sehr gerne irgendwo begegnen.

Ich mache einen Vortrag – ganz leichter Art, eine conférence eher – für die Festversammlung der Shakespearegesellschaft. (In dem entsetz-

<sup>108</sup> Zu Hardens Gepflogenheit, in der »Zukunft« Selbstanzeigen zu drucken, s. Anm. 185.

<sup>109</sup> Anspielung auf Hardens Wohnsitz im Grunewald.

<sup>110</sup> Hofmannsthal schrieb »VI.« anstelle von »IV.«; diesen offensichtlichen Irrtum hat Mathias Mayer in seiner Edition der »Elektra« bereits korrigiert (SW VII Dramen 5, S. 414); allerdings datiert Mayer den Brief auf den 8. März, wogegen der Umstand spricht, daß Hofmannsthal sich erst in der zweiten Märzhälfte in Ragusa aufhielt. Sein Brief nimmt auf diesen Aufenthalt Bezug. – Einige Passagen dieses Briefs sind innerhalb der Edition von Mayer bereits gedruckt worden (SW VII Dramen 5, S. 414).

<sup>111</sup> Richard Beer-Hofmann war in Rodaun Hofmannsthals Nachbar.

<sup>112</sup> Heinrich Manns Aufsatz war in der Nummer vom 25. März 1905 erschienen (Die Zukunft, Bd. 50, S. 481–91). Heinrich Mann hat die »Liaisons dangereuses« auch ins Deutsche übertragen (2 Bde, Leipzig 1905).

lichen Schillerjahr ist das einzig mögliche, Shakespeare zu loben, mit einer leichten *pointe* gegen Schiller.<sup>113</sup> Es kostete mich drei Briefe: an Brahm, an Reinhardt, an Bie, jedem eine verlangte festliche Schreibe-  
rei oder Declamationsstück über Schiller abzulehnen und die culturelle Unwürdigkeit des Mitthuns bei dieser hässlichen culturlosen Sache jedem der drei ins Gewissen zu führen.<sup>114</sup> Bei Reinhardt hat es auch  
gefruchtet, er unterlässt jede »Feier«, bei Bie (Rundschau) glaub ich, *auch*, Brahm thut was er vor seinem Gewissen verantworten kann, aber ohne mich. Nun werden Sie aber, – fürchterliche Inconsequenz – im Berliner Tageblatt 4 Druckzeilen von mir über Schiller finden (in der Festnummer, nehme ich an).<sup>115</sup> Ich muss mich rechtfertigen: ein Herr Block, Mann der Schauspielerin Bertens,<sup>116</sup> die für mich mehr-  
mals in Theatersachen sehr freundlich war, und Redacteur (von was? Zeitgeist?) depeschierte mir nach Ragusa um 3-5 Zeilen über Schil-  
ler.<sup>117</sup> Das Telegramm kam an einem wunderschönen Nachmittag und ich schrieb die 4 Zeilen. Nun thue ich auch mit!

Wissen Sie noch, wo die Klammer angefangen hat? Ja, ich wollte sagen: ich hoffe, ich kann es einrichten, Ihnen ein geschlossenes Bruchstück von dieser Shakespearesache für die »Zukunft« zu schiken.

<sup>113</sup> »Shakespeares Könige und große Herren« (GW RA I, S. 33–53). Festvortrag auf der Generalversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft am 29. April 1905 in Weimar.

<sup>114</sup> Die Briefe an Reinhardt und an Brahm sind, sofern sie erhalten sind, noch nicht veröffentlicht. In Hofmannsthal's Brief an Oskar Bie vom 5. März heißt es: »Mir ist die kurzatmige Aktualität etwas so Widerliches, als mir die wahre, innere Aktualität meines Daseins und jeder meiner Arbeiten und Gedanken notwendig und tröstend ist. Also nein.« (B II, S. 200f.).

<sup>115</sup> GW RA I, S. 355f. Der etwa 20 Druckzeilen umfassende Text erschien am 1. Mai 1905 im »Zeitgeist«, dem Beiblatt zum »Berliner Tageblatt«. Eine zweite, weit umfangreichere Würdigung Schillers durch Hofmannsthal veröffentlichte die Wiener »Zeit« am 23. April 1905 (GW RA I, S. 351–55). Beide Beiträge sind mit »Schiller« überschrieben. Eine dritte Äußerung Hofmannsthal's zum Schillerjahr brachte schließlich »Das literarische Echo« (7. Jg., 15. Heft, Berlin, 1. Mai 1905). Die Zeitschrift hatte unter dem Titel »Hundert Jahre nach Schillers Tod. Stimmen und Bekenntnisse« eine Umfrage veranstaltet, auf die Hofmannsthal mit einem kurzen Text antwortete (GW RA I, S. 639).

<sup>116</sup> Rosa Bertens, die Klytämnestra in der Uraufführung der »Elektra«.

<sup>117</sup> Paul Block (1862–1934) war Dramaturg am Berliner Residenztheater und seit 1899 Feuilletonredakteur beim »Berliner Tageblatt«. Der »Zeitgeist« war das Beiblatt des »Berliner Tageblatts« (s. Anm. 115). Hofmannsthal hielt sich in der zweiten Märzhälfte in Ragusa auf und arbeitete dort an seinem Drama »Ödipus und die Sphinx«.

Ich habe Lust, Sie um etwas zu bitten. Nur glaube ich nicht recht, dass Sie es werden erfüllen können. Aber ich thue es immerhin. Reinhardt spielt in Wien die Elektra. (Er kommt vorwiegend deswegen nach Wien.)<sup>118</sup> Ich habe in Wien eine außerordentlich schlechte Position. Man kann nicht ganz genau erklären, wie so etwas kommt. Es hat – in einer sehr klatschenden, etwas blaguierenden<sup>119</sup> Stadt wie Wien – immer sociale Ursachen. Man findet in meiner Bemühung die meisten Leute, insbesondere solche, die eine halböffentliche Position haben und Wiener »Figuren« sind, nicht zu kennen, etwas aggressives. Jedenfalls ist die Überzeugung, dass ich kein Talent habe und mir viel einbilde, weiter verbreitet als das Bestreben, jemals eine Zeile oder einen Vers von mir mit Gleichmut zu lesen und aufzunehmen. In den Zeitungen cristallisiert sich dies einigermaßen. (Bahr und Salten sind meine einzigen persönlichen Bekannten in der Presse und damit ist alles was sie über mich sagen könnten, für Wien »erledigt«.)

Ich kann nicht sagen, dass dieser Zustand für alle Tage etwas besonders belästigendes hat. Ich sehe nur Leute, die mir etwas sind und da meine Stücke von Wiener Theatern nicht gespielt werden, ist kein Anlass, sich mit mir zu beschäftigen, also mir etwas Unangenehmes zu sagen.

Andere Anlässe räume ich weg, indem ich Recitatoren, die etwas von mir vorlesen wollen u. s. f. dies einfach verbiete.

Nun kommt ein Stück wie die Elektra, das hundertmal gespielt ist, hierher und ich habe das Vergnügen zu erwarten, dass irgend ein junger Mann vom Niveau eines Gerichtssaalreporters (denn der Nachwuchs der Neuen freien Presse ist unglaublich) ein Mensch, dem ich wahrscheinlich nie die Hand geben würde, mit dem ich nicht die Möglichkeit eines viertelstündigen Gespräches über irgend ein Thema in der Welt finden würde, da hineingeschickt wird und (er blättert vorher, sich für die Arbeit vorzubereiten, in dem Feuilleton von Goldmann nach)<sup>120</sup> in einem Ton, der für Blumenthal zu respectlos

<sup>118</sup> Dieses Gastspiel Reinhardts in Wien mit der »Elektra« ist aus dem Umfeld Hofmannsthals nur spärlich dokumentiert (vgl. SW VII Dramen 5, S. 414–418).

<sup>119</sup> prahlerischen, mokanten.

<sup>120</sup> Paul Goldmann (1865–1935) war Auslandskorrespondent der Wiener »Neuen Freien Presse«. Seine Rezension der »Elektra« erschien dort am 26. November 1903. Goldmann nahm sie 1905 in seine Aufsatzsammlung »Aus dem dramatischen Irrgarten. Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen« auf (Frankfurt a.M., S. 53–64); teilwei-



wäre,<sup>121</sup> über ein Ding schreibt, das ich doch schließlich mit meinem intimsten Denken und mit meinen Nerven gemacht habe. Ist Ihnen ein Buch von einem Herrn R. Lothar geschickt worden?<sup>122</sup> Bitte schlagen Sie darin unter Elektra oder Hofmannsthal nach.<sup>123</sup> Dieser ist

se nachgedruckt auch in: Wunberg, Kritiker, S. 113–17. – Goldmann bestreitet, daß Hofmannsthal's Stück in irgendeiner positiven Beziehung zum Drama des Sophokles stehe. Dieser sei den Modernen ohnehin »unendlich überlegen«. Goldmanns Eindruck geht vielmehr dahin, »daß es in Hofmannsthal's Intention gelegen hat, schlecht zu machen, was Sophokles gut gemacht« habe. Entsprechend habe Hofmannsthal auf die »prachtvollen Chöre«, die »meisterhafte Szenenführung des alten Dramas« verzichtet und vor allem »fast die ganze psychologische Motivierung weggelassen«. Nur die Greuel, nur der Haß beherrschen die Szene. Wie Hermann Kienzl (vgl. Anm. 130) weist Goldmann auf die Perversität, die an die Stelle der Psychologie trete. Mit demselben Hochgefühl, mit dem in anderen Dramen von der Liebe gesprochen werde, werde in diesem Drama von Blut gesprochen. Resumierend erklärt Goldmann, daß sich Hofmannsthal an eine Aufgabe gewagt habe, »zu der ihm die Kraft fehlt. Niemand ist so brutal als der Schwache, der sich stark erweisen will.« – Peter Altenberg brachte Ende November 1903, also kurz nach Erscheinen der Rezension, in einem Brief an Hofmannsthal seine Verärgerung über den »höchst ungerechten flachen misverstehenden endlosen Essay des Paul Goldmann in der NFP« zum Ausdruck (zitiert nach: SW VII Dramen 5, S. 389; vgl. auch Bahrs Reaktion auf Altenbergs Kommentar in seinem Tagebucheintrag vom 29. November, SW VII Dramen 5, S. 390).

<sup>121</sup> Oskar Blumenthal (1852–1917) wurde 1877 mit »Beiträgen zur Kenntnis Grabbes« promoviert und war anschließend zunächst Redakteur beim Berliner Tageblatt. Nebenher schrieb er mit Erfolg anspruchsvolle Lustspiele. Im Herbst 1888 eröffnete er, zeitgleich mit dem Berliner Theater Ludwig Barnays, sein eigenes Schauspielhaus, das Lessing-Theater, das er bis 1897 leitete. Seinen größten Erfolg als Bühnenautor feierte er 1898 mit dem Lustspiel »Im weißen Rössl« (mit Gustav Kadelburg als Mitautor). Trotz einer gewissen Macht als Theaterleiter wurde er von den Schriftstellerkollegen meist mit Hämie bedacht.

<sup>122</sup> Rudolph Lothar, Das deutsche Drama der Gegenwart. Mit 25 Bildbeilagen und 117 Illustrationen (IX, 343 S.), München 1905 bei G. Müller. – Lothar veröffentlichte regelmäßig feuilletonistische Beiträge in der »Neuen Freien Presse«. Er war Herausgeber der Wiener Wochenschrift »Wage« und Harden persönlich bekannt (vgl. Weller, Harden, S. 343). Die Gründung der »Wage« hatte er 1898 in der »Zukunft« angezeigt (Bd. 22, Nr. 19 vom 5. Februar 1898, S. 266). In seinem von Hofmannsthal erwähnten Buch nennt er Paul Schlenther, Fritz Mauthner, Maximilian Harden, Paul Goldmann und Ludwig Speidel als die profiliertesten Theaterkritiker Deutschlands und Österreichs und rühmt besonders Harden als einen Stilisten, »wie es heute keinen zweiten in Deutschland gibt.« Einen glänzenden Geist wie ihn habe »das deutsche Essay nie besessen« (S. 114). In Hardens Theaterkritik stehe die Persönlichkeit des Kritikers im Vordergrund, seine Aufsätze seien nach Form und Gedanken Kunstwerke, die für die Individualität des Sprechers zeugten (S. 117).

<sup>123</sup> Den österreichischen Dramatikern widmet Lothar ein eigenes Kapitel (»Die Wiener«, S. 211–66), in dem er sich besonders mit Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal und Arthur Schnitzler, als den »Hauptvertreter[n] des jungen Wien«, befaßt. Hofmannsthal kommt dabei weitaus am schlechtesten weg. Dem gängigen Urteil der zeitgenössischen

es – wahrscheinlich, so viel ich die Verhältnisse weiß – der ein solches Referat zu bekommen pflegt.

Ich habe mich gefragt: ob Sie mir nicht helfen könnten? Sie sprachen mir einmal, zufällig, von der Haltung Benedikts gegen Sie.<sup>124</sup> Ich

Kritik folgend, betont auch Lothar das Traumhafte, Dämmernde in Hofmannsthals Dramatik. Das wahre Leben, das in Deutschland die neue, große Kunst geboren habe, verachte er, der alles Stoffliche gering schätze und von sich weise. In Hofmannsthals Kunst erkennt Lothar etwas »knabenhaft Liebliches« (S. 221), ein »reizvolles Spiel, das den narcisshaften Spieler selbst am meisten ergötzt – aber nichts anderes als ein Spiel« (S. 222). Alles hänge von der Stimmung, der Laune ab, die ihrerseits allzu deutlich von Hofmannsthals Lektüre bestimmt sei. Wie George sei Hofmannsthal ein Bildungspoet mit vielerlei Talenten, aber ohne das Talent der Persönlichkeit. Seine Stücke seien »unecht, angelesen, nicht aus Erlebnis und Erfahrung geboren« (S. 223). Seine Sprache sei, bei aller formalen Schönheit, »überreich an Bildern, die nur leider allzuoft gesucht und preziös« seien. Den Versen fehle die Prägnanz, die Plastik. Lothar tadelt auch Hofmannsthals Passion für das »seltene Eigenschaftswort«, seinen »Kultus des Adjektivs«. Alles wirklich Dramatische gehe Hofmannsthal ab (S. 224). Die Psychologie seiner Figuren sei unmöglich. Alles schwebe zwischen Traum und Wirklichkeit. Seine Figuren seien »eines Spiegelbildes Spiegelbilder«. Abschließend schreibt Lothar über »Elektra«: »Nachdem der kluge Hofmannsthal aus seinen Bühnenversuchen gelernt hatte, wie sehr ihm die Kunst, ein Drama zu bauen, abgehe, betrat er einen neuen Weg. Er nahm eine fertige Handlung eines fertigen Stückes und goss Wortkaskaden über die Charaktere. Dadurch erschienen sie in seltsamem neuen Lichte. So entstand »Elektra«. Offenbar weniger angeregt durch Sophokles als durch Wildes »Salome«, wie Gertrud Eysoldt sie gespielt hatte. Ach ja, eines Spiegelbildes Spiegelbilder! Was in Hofmannsthals Elektra so merkwürdig berührte, war eben der hysterisch perverse Schimmer, der über der Mädchengestalt der Heldin lag. Lichteffekte des Wortes. Beleuchtungskunststücke. Die alte Tragödie war in Stimmung getaucht, wie die moderne Regie sie meistert und über die Kyklopenwände des Palastes tanzten sonderbare Lichte. Das war das Neuartige, Befremdliche, Aufregende. Und Fräulein Eysoldt, nicht Hugo von Hofmannsthal, verhexte die Hörer. Hofmannsthals Kunst ist ein Genuss für Überreife. Es ist Artistenvirtuosität. Aber auch dort, wo sie scheinbar lüstern pervers in Tiefen schaut, bleibt sie äusserlich, bleibt am Worte hängen. Hofmannsthals Kunst ist kein Erstling einer kommenden Zeit, sie ist der letzte degenerierte Ausläufer einer zu Ende gehenden Kunstperiode, ein Zersetzungsprodukt einer dekadenten bourgeoisen Gesellschaft. Sie ist Pose durch und durch, nichts als Manier, als Künstelei, als herablassendes Spiel eines sich ungemein aristokratisch Dünkenden. Alle Naivetät geht ihr ab und so schliesst sie auch alles naive Geniessen aus. Sie liegt fern ab von der Strasse der Weisen und der Suchenden und der Wahrheitgeweihten. Diese heilige Strasse führt direkt vom Leben in die Kunst. Hofmannsthals Kunst aber hat mit dem Leben nichts zu schaffen. Sie ist wurzellos. Sie ist keine echte, der Erde entsprossene Blüte, sie ist eine Blume aus Seide. Sie schimmert in seltsamen Farben, aber sie duftet nicht, und wenn man näher kommt, erkennt man traurig seinen Irrtum.« (S. 226f.)

<sup>124</sup> Moriz Benedikt, den Herausgeber der »Neuen Freien Presse«, hat Harden vermutlich im Sommer 1897, als er sich für einen Vortrag in Wien aufhielt, kennengelernt. Har-

kann nicht denken – ich denke es wahrhaftig nicht – dass Sie noch einmal über die Elektra schreiben könnten. Aber ist es nicht absurd für mich zu denken, dass ein Ding, das Ihnen der Mühe wert war, so darüber zu schreiben, wie Sie es gethan haben, nun einem degoutanten jungen Mann eben der Mühe werth sein soll, seine Stiefel daran abzuwischen, nur aber, weil jenes in der »Zukunft« gestanden hat und nicht in der »Neuen freien Presse«.

Nachher kommt das Materielle, das natürlich dann auch verdorben ist. Für Wien bin ich natürlich auch absolut *reich*. Ich frage mich: ob Sie Ihren Aufsatz über Elektra mit veränderten zehn oder fünfzehn Zeilen, diesen Leuten anzubieten für unmöglich hielten? In diesem Augenblick wäre er, wie die Dinge stehen (alles das ist lax, Bosheit ohne Intensität, Gemeinheit ohne großen Eifer) auch angenommen und alles Weitere natürlich vollkommen umgedreht. Ich mache mir keine Illusion darüber, dass das Ganze in das Gebiet der gemeinsten Politikmacherei meinerseits gehört, aber es wär manchmal so hübsch hier (nur hier habe ich diese Ambition) durch irgend etwas Brutales einen Augenblick der Stärkere zu sein. Und doch ist alles dieses so wenig werth, und das häßlichste, dass man, wenn man darauf zu sprechen kommt, so viel redet.

Ihr aufrichtig und herzlich ergebener

Hofmannsthal

P. S. Ein ganz alberner Einfall – aber vielleicht doch nicht, ich weiß nicht, er kommt mir wie ich das Couvert schließen will: Sie könnten in der N. f. Presse am Schillertag (oder in der Schillernummer) über mich schreiben, in dem Sinn der so schön im Michel-angelo von Hebbel entwickelt ist, dass es eine Gemeinheit ist, den Kleineren und Lebenden ihren Zoll vorzuenthalten und sie mit den Schatten der Todten zu erschlagen u.s.f. (große Tirade des Michel-angelo gegen Schluß.)<sup>125</sup>

Ihr H.

den und Benedikt schätzten einander sehr. Harden machte Benedikt auf den jungen Karl Kraus aufmerksam und empfahl, ihn als Nachfolger von Daniel Spitzer zum Theaterkritiker der »Neuen Freien Presse« zu machen (vgl. Weller, Harden, S. 343).

<sup>125</sup> Hebbels Künstlerdrama »Michel Angelo« entstand Ende 1850. Darin geht es um eine Jupiterstatue, die Michelangelo im Geheimen geschaffen hat und die er auf dem Capitol, wo Ausgrabungen vorgenommen werden, vergräbt. Dort wird sie tags darauf entdeckt und als unübertreffliches antikes Meisterwerk gefeiert, dem nichts Modernes gleichkomme, schon gar nicht die Werke Michelangelos. Dieser gibt sich als Schöpfer der Statue zu erkennen, indem er einen Arm des Jupiter, den er abgeschlagen und zurückbehalten hat,



Lieber Herr von Hofmannsthal,

Herzlichen Dank für Ihren Brief; er hat mich ziemlich erregt. Jedem Wiener, den ich sah, habe ich gesagt, wie skandalös ich das Verhalten der Leute (bis herab oder herauf zu den Herren Schlenther u. Kainz) gegen Sie finde. Skandalös und dumm; denn sie behalten ja »Unrecht«.

Nun liegt die Sache so: Herr Benedikt hat mich wiederholt inständig gebeten, ihm für sein Osterblatt etwas zu schreiben; und da Reinhardt mir gesagt hatte, ihm liege ungemein daran, daß ich in der N. F. Pr. etwas über seinen Sommernachtstraum schreibe, hatte ichs versprochen, so schwer mirs in meinem Zustand ist.<sup>126</sup> Natürlich wäre

vorweist. Dann sagt er der verblüfften Runde die Meinung: »Ihr großen Meister, die ihr seid / Ihr weisesten Richter von weit und breit, / Nun wißt ihr, wie es mit euch steht, / Doch eins vernehmt noch, eh ihr geht! / Glaubt nicht, daß ich, weil euer Verstand / Mein armes Werk für antik erkannt, / Es selbst so hoch halte, o nein, ich weiß, / Wie viel ihm noch mangelt zum höchsten Preis, / Doch weiß ich auch: mehr fehlt mir nicht / Zum Phidias, als euch gebriecht, / Um mir zu gleichen, und wie ich ihn, / So habt ihr mich zu ehren! [...] (Vgl. Friedrich Hebbel, Werke, hg. von Gerhard Fricke, Werner Keller und Karl Pörnacher, Bd. I, München 1963, S. 651–78, bes. S. 674f.). Die Stelle ist für Hofmannsthals künstlerisches Selbstverständnis offenbar außerordentlich bedeutsam. Hofmannsthals Anregung hat Harden in seinem Artikel (vgl. Anm. 126) entgegenkommend – und teils mit deutlichen Anspielungen auf den Text Hebbels – aufgegriffen. Dort heißt es über Hofmannsthals »Elektra«: »Was dem Sophokles, der die Hand nach einem vom aischylischen Genius geweihten Stoff zu strecken und ihn mit durchsichtigen Mißverständnissen und kleiner Götterintrige zu entstellen wagte, von frommen Athenern gestattet ward, dürfen wir dem Modernen nicht weigern; denn er ist kein Riese zwar, doch ein ganzer Dichter und nicht unwürdig drum, das Werk des Koloners fortzusetzen. Schlagt nicht mit der Erinnerung an die Titanen, die einst auf dem Throne dramatischer Weltdichtung saßen, auf den schlanken, graziösen Prinzen los, der, weil er kein Geck ist, weil er der lebendigen Wirklichkeit nicht in Perlmütertürme entlaufen will, zu kräftigem Wachstum Sonne und frohen Widerhall eines jungen Wirkens braucht. Bedenkt, daß selbst Schiller, dem Ihr eben jetzt überschwingende Chöre anstimmt, nicht Aischylos und nicht Shakespeare war, daß, nach dem Warnerwort, das Hebbels persönlichster Zorn einen höchst unhistorischen Michelangelo sprechen hieß, nicht jeder hoffen darf, auf seinem Lebensweg den allerhöchsten Gott und den Kaiser zu treffen, himmlische und irdische Majestät aber auch in ihren jüngsten Heiligen und Rittern geehrt werden will.«

<sup>126</sup> Tatsächlich erschien am 23. April, im Morgenblatt der Osterausgabe der »Neuen Freien Presse« (Wien), ein langer Artikel Hardens mit dem Titel »Sommernachtstraum«. Der Beitrag zog sich im »Feuilleton unterm Strich« über fünf Seiten. Nachdem er ausführlich vom »Sommernachtstraum«, von Reinhardts Person und seiner Inszenierung des

mir »Elektra« viel lieber. Aber dieser merkwürdige Reinhardt »fürchtet« für seinen Shakespeare.<sup>127</sup> Und meinen gedruckten Artikel kann ich der N. Pr. doch nicht anbieten; Sie könnte ihn, selbst wenn ich den Umfang änderte, ja auch bei gutem Willen nicht nehmen, weil man sagen würde, sie veröffentliche Abdrucke. Es ist ekelhaft. Wenn ich die Möglichkeit sähe, gegen das alberne Gesindel irgend etwas zu thun, wärs mir eine Freude (u. ich könnte eine brauchen). Bisher hat mein Überlegen nichts geholfen! Ich mache mir gar nichts daraus,

Stücks gehandelt hat, leitet Harden auf der vorletzten Seite mit dem Hinweis zu Hofmannsthal »Elektra« über, zu lange habe er vor dem hellen Palast geweilt und »nur einen Blick in den dunklen gewährt noch die Laune der flüchtigen Zeit.« Harden zeichnet ein Psychogramm der Titelfigur und urteilt über den Autor: »Auch in dem dunklen Palast, in dem grausen Traum einer vom Hundsstern erhitzten Hochsommernacht waltet ein Dichter. Kein feinerer Poet, kein größerer lebt uns im deutschen Land als Herr Hugo v. Hofmannsthal; keiner, der so viel Kultur, so viel Zukunftkeim in sich trägt wie dieser Dreißigjährige, der als Knabe schon im erborgten Gewand kein Epigone war, rastlos, doch still seitdem den intimsten Ton seines Wesens gesucht hat und von der Mannesschwelle nun auf eine schöne Entwicklungskurve zurückblicken kann. Ein Mädchen wie seine Elektra hat kein Lebender auf die Bretter gestellt. An Hippolytos und Penthesilea, an Rhodope und Hamlet läßt sie uns denken.« Harden beschließt seinen Aufsatz mit einer Sympathiewerbung für die österreichischen Künstler Reinhardt und Hofmannsthal beim Wiener Publikum: »Daß dieses Paar, Dichter und Schauspieldirektor, uns früher als euch erfreute, ist nicht unser Verdienst; ist's am Ende doch eure Schuld? ... Der Berliner, der ihnen das Geleit gab, hat dieser Frage nicht die Antwort zu suchen. Zu dem Wiener, der ihn so lange anhören mochte, darf er vor dem Abschied aber noch sprechen: Hier ist edle Bühnenkunst, wie Schiller, dein Maïenheld, sie erschnt hat, ist redlicher Fleiß feinem Empfinden gesellt. Nimm sie freundlich auf! Aus dem Boden, den der heitere Himmel deiner Kultur wärmt, sog ihre Wurzel die Lebenskraft. »Und nichts dir geb' ich, was nicht dein gehörte.«

<sup>127</sup> Am 31. Januar 1905 brachte Reinhardt im »Neuen Theater« zum ersten Mal den »Sommernachtstraum« heraus. Insgesamt hat er das Stück zwölfmal inszeniert; im amerikanischen Exil kamen noch eine große Freilichtaufführung und die Hollywoodverfilmung hinzu. – Die Inszenierung von Anfang 1905, bei der Reinhardt zum ersten Mal mit der Drehbühne experimentierte, löste in Berlin kurzzeitig einen Theatertaumel aus. Bis Ende April wurde das Stück 75mal gegeben. Im Mai 1905 war der »Sommernachtstraum« dann Teil des Wiener Gastspiels. Hermann Bahr schrieb zu diesem Anlaß, der »Sommernachtstraum« sei bis dato »Reinhardts stärkster Berliner Erfolg gewesen, ein unwahrscheinlicher, unglaublicher, unbegreiflicher, ein phantastischer Erfolg, unerschöpflich, noch täglich wachsend, zu Leuten dringend, die sonst die Kunst kaum streift«. Er erklärte die Wirkung der Inszenierung wesentlich damit, daß hier erstmals gelungen sei, das Bewußtsein der Bühne im Zuschauer völlig zu tilgen, indem die »ganze Bühne Wald geworden« sei. (Hermann Bahr, Kritiken, hg. von Heinz Kindermann, Wien 1963, S. 287f.) Auch nach dem Wiener Gastspiel hielt der Erfolg der Inszenierung an, die am 25. November 1905 bereits die 200. Aufführung feierte.

über den Sommernachtstraum zu schreiben. Und sehe einstweilen noch nicht, wie ichs können soll. Uebrigens mißverstehe ich Sie durchaus nicht. Es ist nur selbstverständlich, daß diese Dinge Ihnen durch den Kopf gehen und daß der Ekel mal etwas heftig wird. Wenn ich hier anfangs Mai nicht einen gemeinen, dummen Prozeß hätte, würde ich Reinhardt vorschlagen, mitzukommen u. die Leute durch eine conférence einfach zu brutalisieren.\*

Daß Ihnen die Schillerei auch so widrig ist, tröstet mich. Hier stehe ich allein. Dabei liebe ich den Dichter sehr (ich denke, Sie tuns auch; über die Einschränkungen braucht man heute doch nicht mehr zu reden.) Aber dieses Volk, das keinen Dichter *kennt*, (auch Schiller nicht im Mindesten, höchstens den so über alle Maßen »gewürdigten« Säuffer Hartleben),<sup>128</sup> überhaupt Dichter feiern zu hören ist mir »ein Grauen und Entheiligung«. Wenn Sie mir das Shakespeare-Fragment schicken, bin ich herzlich dankbar.

Für heute Lebewohl. Ich möchte manches sagen, habe aber einen Tag, wo ich für das Einfachste keinen Ausdruck finde. Apathie. Entsetzliche Tage. Auch was ich hier schrieb, ist nicht so herausgekommen, wie ichs fühle.

Herzlich grüßt Sie (und Ihre Freunde)

Ihr Harden

\* Ich füge, weil ich nicht sprechen resp. schreiben (heute) kann, nur resumierend hinzu: irgendwas *mufs* vor der Aufführung geschehen.

Rodaun

15 IV. [1905]

lieber Herr Harden, auf einem beiliegenden Zettel steht einiges, was die »Zukunft« und meinen Shakespearevortrag angeht und darüber erbitte ich nach Empfang dieses Briefes eine Depesche. Hier nun das

<sup>128</sup> Otto Erich Hartleben war am 11. Februar 1905 im Alter von 40 Jahren in seiner Villa am Gardasee gestorben. Offensichtlich bezieht sich Harden auf die Nachrufe. 1902 hatte Hartleben für seine Offizierstragödie »Rosenmontag« (1900) den Grillparzer-Preis erhalten (vgl. Anm.135). Hofmannsthals gelegentliche Äußerung »Zu Hartlebens Briefen« (1908) deutet auf die Geringschätzung, die er Hartleben gegenüber empfand (GW RA I, S. 642). Als junger Mann hatte Hofmannsthal Hartlebens »Pierrot lunaire«-Übersetzungen noch beifällig beurteilt (GW RA I, S. 171).



Persönliche. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief. Es thut mir aufs schmerzlichste leid, nun auch von Ihnen selbst zu hören (wie schon von Bahr und Salten) dass Sie fortgesetzt gequält, bitter gequält sind. Und dies besonders: dass Sie nun eines Prozesses wegen wiederum auf ein Fortgehen, ein bischen Erholung im Mai verzichten wollen – muss denn das sein?<sup>129</sup> Nur das eine kann ich nicht finden – in solchen Sachen täuscht man sich und quält sich noch mehr – dass Ihr Zustand in einem Brief, wie dieser, den Sie mir geschrieben haben, fühlbar sein könnte. Ich wüsste nicht, wie Sie an den besten aller Tage diese Dinge hätten wohlthuender einfacher und persönlicher sagen können, wie sie mich hätten besser »ringsherumgreifender« wissen lassen können, dass Sie mich absolut richtig verstehen, nicht schwerer und nicht leichter als ich selbst die Dinge nehme. Sie sagen: »es muss etwas gethan werden« und ich freue mich über dieses Wort, aber es kommt mir fast zu pathetisch vor. Es »muss« nicht, – nichts was mich wirklich drücken könnte, nichts was mich *tief* verletzen könnte, kann da von diesen Leuten geschehen, auch wenn mir Ihr Wille und Ihre Kraft nicht zu Hilfe kommt, nur etwas ganz eigenthümlich verstimmendes, ein bischen ermüdendes. Entre parenthèses: Ein Herr Kienzl, Kritiker, schickt mir seine gesammelten Feuilletons: darin eines über Elektra: darin steht ... »mit seiner klaren Leuchte kam dann Maximilian Harden. Er wurde der Wegführer für das Publicum der Elektra.« Wie nett, anständig fasst manchmal so ein Mensch in der Provinz die Dinge. (Graz.)<sup>130</sup>

<sup>129</sup> Der erste der Prozesse, in die Harden im Zuge der Hibernia-Affaire verwickelt wurde. Vgl. hierzu Anm. 178.

<sup>130</sup> Kienzl leitete seine Besprechung der »Elektra« mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Autoren des Jungen Wien ein. Hofmannsthal zitiert aus der Schlußpassage dieser Einleitung. Sie lautet im Zusammenhang: »Hugo von Hofmannsthal, der weichste und der reichste der Jung-Wiener, hatte lange seine zart und launisch spielende Muse in holde tragische Dämmerungen gehüllt, das Schwere und Furchtbare der Lebenstragödie hatte er nicht auf ihre Schultern geladen. Bis er an die »Elektra« des Sophokles geriet. Es war der merkwürdigste Gedanke, den alten Tragiker ins Empfindungsgewebe der Überartpoeten einzuspinnen. Den Weg allerdings hatte schon Friedrich Nietzsche gewiesen, als er die furchtbare Hysterie der Griechen bewies und den überlieferten Vorstellungen entgegenhielt. Mit seiner klaren Leuchte kam dann Maximilian Harden. Er wurde der Wegführer für das Publikum der »Elektra.« Im Ganzen kommt Kienzl zu einer positiven Bewertung des Stücks. Er vertritt die Auffassung, daß die Stücke der Alten dem gebildeten Leser sehr wohl noch zugänglich seien, auf der Bühne aber des modernen Übersetzers bedürften. In

Sehr tief wehthun kann mir hier nichts und niemand. Weil im Tiefen etwas ist, das mich – in den einsamsten Stunden, den reichsten Stunden – unglaublich hebt und hält: ein tiefes Bewusstsein, Zukunft in mir zu tragen, über das Persönliche hinaus, Zukunft des Fühlens, des Verbindens, Helldunkel des Lebens zukünftiger Generationen, die vielen Zwiespalt nicht mehr kennen werden – ungefähr das in mir meine ich, was also Herr Kerr ebenso richtig als freundlich mit »Spätlingstum« bezeichnet. –

Und nun lassen Sie mich – Ihr Brief hat einen Ton von Freundschaftlichkeit der es mir erlaubt – weiter Politik für mich machen. Sie sagen, Reinhardt fürchtet für seinen Sommernachtstraum. Nun, er hat mir von den Möglichkeiten einer von Ihnen ausgehenden Hilfe gesprochen, in sehr netter zurückhaltender Weise, so dass ich nicht wusste, ob es Wünsche von ihm oder angedeutete Möglichkeiten Ihrerseits sind. Aber ich glaube, ich sage die reine, nicht nuancierte Wahrheit wenn ich sage, dass Reinhardt nach allem was ihm Bahr, Salten und andere Leute von meiner Situation hier erzählt haben, nun *mehr* für die Elektra fürchtet als für sonst etwas. Auch hier wieder ist seine Weise nett: seine Furcht ist mit Muth gemischt. Er fürchtet mehr meinerwegen vielleicht, als seinerwegen, möchte mit Elektra anfangen und möchte nicht anfangen u. s. f.. Ich sage ihm: er soll anfangen. Ich glaube ohne Stolz und Mut ist man in solchen Dingen sicher verloren. Und nun lassen Sie mich etwas über diese conférence sagen (vielleicht ist Ihr Herkommen doch möglich.) Sie wäre schön. Vor Elektra (das kurz ist) wäre sie sehr am Platz. Aber ich würde Sie dann herzlich bitten, über Reinhardts Ziel und Theater im Allgemeinen zu sprechen und gewiß nicht über »Elektra«. Es geht gar nicht gegen mein Gefühl,

diesem Sinne habe Hofmannsthal »die »Elektra« dem Theater neu geschenkt«. Immerhin sei er aber »über das Erfordernis weit hinausgegangen« und habe »in die reine, klare Tragik des Sophokles perverse Elemente gemischt«. Er habe den Säulenbau des Sophokles übernommen, diesem aber einen neuen psychischen Inhalt gegeben: den Gedanken, daß die Ekstase der Rachegier und die Ekstase der Wollust Geschwister seien. Hofmannsthals Elektra sei »eine Flagellantin, die Seele und Körper unausgesetzt mit der Natternpeitsche des Hasses peinigt und deren erhitztes gärendes Blut die Phantasie ganz und gar mit Bildern der Lust erfüllt.« Diese Deutung könne im übrigen nicht als unwahr zurückgewiesen werden. Bedenken äußert Kienzl lediglich dagegen, daß Hofmannsthal »aus der knospenhaften jungfräulichen Chrysothemis des Griechen ein hysterisches Weib« gemacht habe, »das toll nach dem Manne begehrt.« (Hermann Kienzl, Dramen der Gegenwart, Graz 1905 bei Leuschner & Lubensky, S. 306–313.)

Sie offen um Ihre Hilfe – wenn Sie wollen um Ihre brutale Hilfe – gegen böswillige Cliques und inferiore Journalisten zu bitten. Aber es geht gegen mein Gefühl dass ein mir geistig nahestehender Freund bevor der Vorhang zu einem Stück das immerhin etwas Kraft in sich hat, [aufgeht], aufsteht und den Leuten sagt, was in dem Stück schön ist und ihre Emotion erregen soll, dagegen allerdings, so offen und brutal gesagt als es hier her passt – woraus so gar nicht abzuleiten, dass ich einen Augenblick lang verwundert oder gekränkt sein könnte, wenn es sich nicht so fügt – ein Aufsatz von Ihnen in dem Osterblatt oder kurz vor dem Gastspiel, ein Aufsatz sei er so kurz als er wolle und resumiere er in Kürze Ihre Sätze über Elektra oder gehe er von Elektra aus und umreißt dann in kurzen Linien meine Existenz als Produzierender, diese immerhin nicht ganz hässliche Linie von Thor und Tod über den Abenteurer zur Elektra und zu Pierre und Jaffier, dies immerhin nicht ganz schwächliche ensemble von ans Licht gebrachten Gefühlscomplexen, in Gefühl getauchten Gedankenreihen, dies immerhin dem Chaos abgezwungene kleine *eigene* Grenzgebiet, das immerhin nicht ganz umsonst gelebte Leben vom 17<sup>ten</sup> bis zum 30<sup>ten</sup> Jahr – dies alles was für hier nicht existiert (für hier existiert ein Dilettant voll Anmaßung, ein Mensch der vom Leben keine Ahnung hat, eine sich forcierende Kraftlosigkeit) – ein solcher Aufsatz von Ihnen, gerade von Ihnen, minder Plastik und Gebilde (wie es Ihre längeren Charakteristiken oft waren) sondern mehr Wucht und Schlag, ja, dies wäre mir eine Freude – nicht wertvoller als das was zwischen uns existiert und wozu jener Aufsatz nichts fügen kann – aber so wertvoll und wohlthuend in der *äußeren* Welt als etwas.

Herzlich Ihr

Hofmannsthal.

»Zukunft«.

Ich schicke nicht ein Fragment sondern eigentlich den ganzen Vortrag, mit Ausnahme der Einleitung, die die »Zeit« bringt. Titel muss lauten, wegen Weimar: Skizze zu einem Sh.vortrag. Es werden 7-9 Seiten des *größeren* Druckes um den ich bitte. Geht Ihnen in 3-4 Tagen zu.

Vortrag wird gehalten Samstag 29 vormittag. Wann wollen Sies bringen. In der Nummer die Samstag 29 erscheint, wäre am besten. (Wenn später ist Gefahr, Tagesblätter bringen lange Auszüge.)



Oder erscheint die Nummer am 28<sup>ten</sup> abends. Wie dann verhindern, dass sie vor meinem Vortrag in Weimar ankommt? Ausnahmsweise Nummer erst Samstag früh vorhanden! Geht das?

Hierüber zu meiner Beruhigung, erbitte orientierende Depesche.

Hofmannsthal

P. S. Natürlich nützt dies dann dem Reinhardt gerade so viel, die beiden Dinge sind ja für diesmal verflochten und begegnen (die Leute wittern immer, dass Reinhardt und ich richtiger zusammengehören als sonst bloß Director und Dichter) dem gleichen bösen Willen, ungefähr.<sup>131</sup>

Grunewald, Sonntag abds.

[16. 04. 1905]

Lieber Herr von Hofmannsthal,

soeben erhalte ich Ihren lieben Brief. Eine Depesche könnte Ihre Gattin oder ein Kind aus dem Schlaf stören. Deshalb hier rasch das Shakespearische. Der Vortrag *müßte* im Heft vom 29<sup>ten</sup> stehen; sonst drucken die Zeitungen vorher 2/3 ab. Allerdings können ihn Freitag dann schon ein paar Menschen gelesen haben. Das ist aber ganz einzelt und jedenfalls das geringere Uebel. Hat vielleicht sogar die gute Seite, daß die »Kritiker« sich dann an den vorliegenden Text halten können. An dem Verbreitung[s]termin kann ich leider nichts ändern; habe es aus den verschiedensten Gründen selbst schon oft gewünscht und versucht. Ich würde mich herzlich freuen, vielen »besseren« Europäern Ihren Vortrag übermitteln zu können und hoffe, Sie schicken ihn *sofort*, damit er in Ruhe gesetzt und korrigiert werden kann. Daß man ihn Freitag irgendwo lesen könnte, scheint mir kein Unglück, wäre nur bei einer Tageszeitung zu vermeiden nicht bei hebdomadaire; und schließlich stürzt man ja nicht sofort (et à Weimar!) auf ein neues Heft.<sup>132</sup>

<sup>131</sup> Diese Vorstellung einer Zusammengehörigkeit von Reinhardt und Hofmannsthal hat Harden am Schluß seines Artikel aufgegriffen (vgl. Anm. 126).

<sup>132</sup> Hofmannsthals Text erschien schließlich in der Ausgabe vom 29. Mai im gewünschten größeren Druck auf achteinhalb Druckseiten unter dem angegebenen Titel »Skizze zu einem Shakespearevortrag« (Die Zukunft, Bd. 51, S. 161–69).

Daß Sie der »Zeit« etwas geben, bedaure ich aus politischen Gründen, weil es die Leute der N. Fr. Pr. natürlich kränken wird, Sie dorthin übergehen zu sehen.<sup>133</sup>

Über Elektra und diesen – zeitlich – wichtigen Komplex möchte ich Ihnen in leidlicher Ruhe schreiben; und dieser Brief muß fort. Ich freue mich nur, daß wir einander da völlig verstehen. Glauben Sie ja nicht, daß ich die Sache überschätze. Es ist eine Kraftvergeudung, da nicht zu thun was gethan werden kann, um einen stets erneuten degoût aus dem Weg zu räumen. In ganz anderem, viel ärmerem Leben, habe ich tausendfach empfunden, wieviel Kraft man da sparen, speichern könnte. Wenn mir der Ekel, das stete Gefühl von Haß und Tücke umringt zu sein, zeitig genommen worden wäre, dann wäre wohl ein bißchen Anderes aus mir geworden. Bei aller Grundverschiedenheit (eigentlich aller Faktoren) liegen die Dinge ähnlich für Sie. Und bei Ihnen ists im Letzten das, was mich oft zu so ekligen Leidenschaftlichkeiten hinriß: die niedrige Tyrannis der Hauptmannsgarde, die mit den erbärmlichen Mitteln der *politischen* Journalistik (auctor: P. G.)<sup>134</sup> gegen den Gegenkaiser kämpft, ihn nicht mehr werden lassen will als einen recht feinen impuissant.

Dies Alles hat wenig Fug; aber ich denke, Sie fühlen, daß ichs in der Hast sage, doch in Ruhe gedacht habe. Daher die Wiener Woche: Grillparzerpreis<sup>135</sup>, Akademie etc.: »Es giebt keinen Gott außer Nebukadnezar.«<sup>136</sup>

<sup>133</sup> Vgl. Hofmannsthals Brief vom 18. April und Anm. 138.

<sup>134</sup> Vermutlich Paul Goldmann (vgl. Anm. 120), von dem Harden suggeriert, daß er als Urheber der Zeitungskampagne gegen Hofmannsthal, den Gegenkaiser zu Hauptmann, zu gelten habe.

<sup>135</sup> Der Grillparzer-Preis war im September 1872 ins Leben gerufen worden. Das Stiftungsvermögen von 10.000 Gulden war dem Dichter 1871 zur Feier seines 80. Geburtstages von einem Wiener Frauenfestkomitee zur Verfügung gestellt worden, dem u. a. Josephine von Wertheimstein und Sophie von Todesco angehörten. Verwaltet wurde das Vermögen durch die philosophisch-historische Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften. Im Stiftbrief hieß es, der Preis sei alle drei Jahre für das »relativ beste deutsche dramatische Werk (ohne Unterschied der Gattung)« zu vergeben, »welches im Laufe des letzten Trienniums auf einer namhaften deutschen Bühne zur Aufführung gelangt und nicht schon von anderer Seite durch einen Preis ausgezeichnet worden ist.« Nur solche Dramen seien zu berücksichtigen, »welche durch eigenthümliche Erfindung und durch Gediegenheit in Gedanken und Form auf die Anerkennung dauernden Werthes Anspruch machen können.« Der erste Preisträger 1875 war Adolf von Wilbrandt, 1878 und 1881 wurde der Preis

In der conférence haben Sie recht. (Ich dachte freilich nicht: vor sondern: nach der Aufführung, was für den conférencier viel undankbarer, für die Sache viel besser ist.) Aber über Reinhardt zu reden, könnte mich, offen gestanden, doch nicht reizen; und vor 11<sup>ten</sup> 12<sup>ten</sup> Mai könnte ich, wegen des Skandalprozesses (Beleidigung der Nationalztg.) nicht in Wien sein. Beim besten Willen nicht.

Also wäre wohl nur an Schreiben zu denken. Ich sinne (glaube nicht, daß ich fürs Osterblatt noch Etwas liefern kann) und hätte wirklich eine rechte Freude, eine seltene, wenn ich was Nützliches fände.

Mit der Bitte, mirs zu glauben, drücke ich Ihre Hand.

Ihr

H.

Rodaun,

Dienstag [18. 04. 1905]

lieber Herr Harden,

mit gleicher Post geht also das Manuscript an Sie, eingeschrieben. Es wird besser sein, die Correctur dort erledigen zu lassen. Oder auch:

nicht verliehen. Die folgenden Preisträger waren Ernst von Wildenbruch (1884), Ludwig Anzengruber (1887) und neuerdings Adolf von Wilbrandt (1890). Nachdem der Preis, entgegen den Statuten, 1893 wiederum zurückgehalten worden war, dominierte Gerhart Hauptmann in den Jahren zwischen 1896 und 1905, als er den Preis dreimal zugesprochen bekam (1896 für »Hannele«, 1899 für »Fuhrmann Henschel« und 1905 für den »armen Heinrich«). Lediglich der Preis von 1902 ging an Otto Erich Hartleben. Selbstverständlich war Hofmannsthal über seine ständige Nichtberücksichtigung verärgert (vgl. auch seinen Brief vom 15. Februar 1906). In der fünfköpfigen Jury saßen 1902 und 1908 (und wohl auch 1905) Paul Schlenther und Jakob Minor, die Hofmannsthal zu seinen Gegnern rechnete. 1908 erhielt Schnitzler den Preis (für: »Zwischenspiel«). Hofmannsthal hingegen ist, Eva Dambachers Dokumentation der »Literatur- und Kulturpreise 1859–1949« zufolge (Deutsche Schillergesellschaft Marbach a. N., Tübingen 1996), nie mit einem bedeutenden Literaturpreis ausgezeichnet worden. – Die Geschichte des Grillparzer-Preises während der ersten 50 Jahre seines Bestehens hat Anton Bettelheim 1924 im »Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft« (27. Jg., S. 16–25) zusammengefaßt.

<sup>136</sup> Die Quelle dieser blasphemischen Parole konnte nicht nachgewiesen werden. Auf das Alte Testament geht die Sentenz nicht zurück. Dort gilt Nebukadnezar als Werkzeug des strafenden Gottes und wird daher überwiegend positiv gezeichnet.



von Dienstag 25<sup>ten</sup> trifft sie mich in Weimar, bei Grf. Kessler, Crachnachstrasse.<sup>137</sup>

Für Ihren Brief danke ich wiederum aufs herzlichste. Von einem »Übergehen« zur »Zeit« kann nicht die Rede sein. Ich hatte dort schon immer hie und da einen Beitrag, und die N. f. P. fordert mich seit etwa 2 Jahren überhaupt nie auf.<sup>138</sup> Sollte ich also aus bloßer Politik dem Salten (im übrigen ist mir ja die »Zeit« ganz gleichgiltig) den Ausdruck freundlicher Gesinnung vorenthalten? Das ist doch wieder degoutant. – Was Sie über die Hauptmannclique sagen (Hauptmann selbst hat mit diesen Dingen weniger als nichts zu thun) ist ja gewiss wahr, für Wien ist es aber nur ein kleines Detail. Am ehesten die Journalisten stehen so zu Hauptmann und mir, wie Sie sagen. Aber die Leute machen sich aus Hauptmann wenig (keines seiner Stücke hatte in Wien irgend welchen breiteren Erfolg) und aus mir ebenso wenig, aber dort mit einer Nuance von phrasenhafter Hochachtung, hier mit einer Nuance von Hass und Auflehnung. Die Möglichkeiten, dies zu durchbrechen (diese Mauer von Abneigung) sehe ich so deutlich vor mir wie die conventionellen Eröffnungen in einem Schachbuch. Aber nur einen dieser Züge wirklich zu thun – ich weiß nicht wie ich das nennen soll, was mich davon abhielte, auch wenn viel mehr darin hinge: es ist ein unbeschreiblicher dégoût ganz ohne Pathos, wie die Anticipation einer furchtbaren durchzumachenden Langeweile. Einer dieser Züge war zum Beispiel: mit Alfred Berger und der durch Freundlichkeit sehr leicht zu erkaufenden Hohenfels<sup>139</sup> mir durch die Andeutung einer gemeinsamen Antipathie gegen Schlenther Fühlung zu nehmen. (Dabei kann ich Schlenther wirklich nicht leiden, künstlerisch, und halte von Berger wirklich viel.)<sup>140</sup> Und Berger ist durch einen Wink

<sup>137</sup> Vgl. Hofmannsthals Depesche an Harry Graf Kessler vom 17. April 1905: »hoffen bist wohl freuen uns überaus nächsten dienstag bei dir zu sein« (BW Kessler, S. 94, vgl. auch die Briefe vom 16. und 20. April).

<sup>138</sup> Tatsächlich hatte Hofmannsthal seit 1894 die Mehrzahl seiner Essays in der »Zeit« veröffentlicht. Hofmannsthals Mitarbeit bei der »Neuen Freien Presse« beschränkte sich dagegen auf die Grillparzer-Einleitung »Des Meeres und der Liebe Wellen« (Oktober 1902) und die Aufsätze »Aus einem vergessenen Buch« (September 1902) und »Die Duse im Jahre 1903« (April 1903).

<sup>139</sup> Stella Freifrau von Berger-Hohenfels (1854–1920) war seit den siebziger Jahren Ensemblemitglied des Burgtheaters und seit 1881 wirkliche Hofschauspielerin. 1889 heiratete sie Alfred von Berger.

<sup>140</sup> 1910 löste Alfred von Berger Schlenther als Direktor des Burgtheaters ab.

für so etwas zu gewinnen, steht mit beiden Pressen (auch mit der Lueger'schen,<sup>141</sup> was sonderbarerweise sein Prestige bei der anderen erhöht) ausgezeichnet und verwandelt sich, wenn man ihn durch ein Gespräch captiviert, in einen *commis voyageur* des Hasses und der Liebe. – Oder – es gibt so viele Wege: ganz alte Herren, der alte Unger,<sup>142</sup> der klügste Mensch den wir in Oesterreich haben, Wilczek,<sup>143</sup> der alte Theodor Gomperz,<sup>144</sup> und andere Siebziger stehen allem was ich mache in einer äußerst netten cultivierten Weise gegenüber. Sie finden die nette Form, mir manchmal zu schreiben oder sagen zu lassen, dass sie die Haltung der Burg etc. gegen mich nicht recht begreifen.

Es gäbe absolut eine Form, die Appreciation solcher Leute etwas zu concentrieren, nach außen hin zu arrangieren – aber solche Sachen zu thun, zu arrangieren hat man entweder Lust oder nicht. Ich habe keine. Darüber kann man nicht hinweg. Und trotzdem habe ich manchmal die leidenschaftlichste Lust, diesen complexen und nichtigen kraftlosen Widerstand zu brechen, jemanden zu finden, der vor mir herreitet mit der Jagdpeitsche, wie der nette alte preußische König: Lieben sollt ihr mich, nicht fürchten!

Und das montiert mich so für den Gedanken, dass Sie mir helfen können und macht mich diese lächerlich langen Briefe schreiben. Weil es von draußen kommen muss. Von jemandem, der ihnen eine Autorität ist. (Sie sind es einfach geworden, durch Kraft, durch Wucht, durch Obenauf-bleiben und auch durch die Distanz.)

<sup>141</sup> Karl Lueger (1844–1910) war um die Jahrhundertwende die bestimmende Figur innerhalb der Wiener Kommunalpolitik. Als Gründer und Führer der Christlichsozialen Partei machte er sich zum Sprecher des Gewerbes und der breiten Wählerschaft der unteren Mittelschicht. Die ideologische Basis seines politischen Aufstiegs bildete ein scharfer Antisemitismus und Antisozialismus. Seit 1897 war er Bürgermeister von Wien.

<sup>142</sup> Josef Unger (1828–1913) war als Jurist und Professor einer der akademischen Lehrer Hugo von Hofmannsthal; von 1881 an bis zu seinem Tod war er Präsident des Reichsgerichts; vgl. auch Hofmannsthal's Brief an Richard Beer-Hofmann vom 19. Januar 1894 und seine Tagebucheintragung vom selben Tag (BW Beer-Hofmann, S. 29 und 211).

<sup>143</sup> Hans Wilczek (1837–1922), eigentl. Graf Johann Nepomuk Wilczek, war Wiener Stadtbaumeister; vgl. auch Hofmannsthal's Brief an Leopold von Andrian vom 24. August 1913 und Andrians Gegenbrief vom 18. September (BW Andrian, S. 198–205).

<sup>144</sup> Theodor Gomperz (1832–1912) hatte, wie Hofmannsthal, zunächst Jura studiert (ab 1849), um dann zur Philologie zu wechseln. Von 1869 bis 1900 lehrte er in Wien klassische Philologie, seit 1873 als Ordinarius. Sein bedeutendstes Werk sind die »Griechischen Denker, eine Geschichte der griechischen Philosophie« (3 Bde., 1896–1909).

Und weil ich weiß, dass es in meinem tiefsten Wesen liegt, eines nie zu haben: inferiore Anhänger, Agitatoren, unentbehrliche Figuren à la Schlenther,<sup>145</sup> Minor.<sup>146</sup> Weil es mir nie möglich sein wird, einen Professor oder eine ähnliche Figur mit dem einzigen Preis zu kaufen, um den sie zu kaufen sind, den ich aber zu hoch finde: persönlichen Verkehr, die Duldung persönlicher Annäherung. –

Es wäre so schön, wenn Sie es möglich fänden, kurz vor der Elektra-aufführung etwas zu schreiben. Die Form freilich weiß ich auch nicht. Aber ich glaube ich fände sie, wenn es sich um einen anderen handeln würde. Zur Aufführung selbst bin ich nicht in Wien.<sup>147</sup> Es ist mir zu unangenehm. Irgendwie leidet man doch. Und ich habe so schöne Dinge in mir und will Freude haben, sie auszuführen.<sup>148</sup>

Ihr herzlich ergebener

Hofmannsthal

26/4 1905

Lieber Herr von Hofmannsthal,

in Ihrem letzten Brief, für den ich an einem besseren Tage ausführlich danken will, schreiben Sie: die Korrektur werde am besten bei mir erledigt; doch könne Sie auch nach Weimar geschickt werden. Da der Bogen Dienstag in die Maschine mußte, habe ich die Korrektur mit

<sup>145</sup> Hofmannsthals Aversion gegen Paul Schlenther, den Freund Hauptmanns und Direktor des Burgtheaters (s. S. 16 und Anm. 23), kommt auch in einem Brief an Margarete Hauptmann vom 14. Juni 1909 zum Ausdruck; dort bezeichnet er Schlenther als eines der ihm »fürchterliche[n] Phantome«. (HB 37/38, 1988, S. 63)

<sup>146</sup> Der Literaturhistoriker Jakob Minor war seit 1885, als Nachfolger Erich Schmidts, bis zu seinem Tod 1912 Ordinarius in Wien. Die österreichische Literatur, hier besonders Grillparzer, bildete einen Schwerpunkt seines Interesses. Von den neueren Österreichern schätzte er besonders Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar, deren Werke er herausgab. Innerhalb der Generation der Jungen setzte er sich für Karl Schönherr und Arthur Schnitzler ein, während er Hugo von Hofmannsthal und Hermann Bahr reserviert gegenüberstand. – Jakob Minors Nachfolger in Wien wurde 1914 Karl Walther Brecht (1876–1950), der Hofmannsthal verehrte und ihm in den zwanziger Jahren vergeblich den Nobelpreis zu verschaffen suchte (vgl. HB 28, 1983).

<sup>147</sup> Im Mai hielt Hofmannsthal sich in Paris auf, wo Harry Graf Kessler etwas später zu ihm stieß.

<sup>148</sup> Vermutlich in erster Hinsicht die »Ödipus«-Dramen und »Jedermann«.



allem Fleiß, dessen ich fähig war, besorgt; und kann nur hoffen, daß Sie zufrieden sein werden. Wenn Herr Graf Kessler einen Diener zu den 2 (?) Buchhändlern schickte, die allenfalls der Zukunftsverbreitung verdächtig sind, und sie ersuchen läßt, die paar Hefte diesmal nicht vor Sonnabend mittags auszuliefern, wird dort Ihr feiner Tanz vom Schwan<sup>149</sup> auch nicht gelesen werden, ehe er gehört worden ist. (Ich habe hier schon entspr. Weisungen gegeben u. glaube, daß die Exemplare später nach Weimar kommen werden.)

Ich danke Ihnen herzlich; mehr zu sagen vermag ich heute nicht.

Gute Tage an der Ilm!

Herzlich grüßt Ihr

Harden

Rodaun

1. VI 1905.

lieber Herr Harden

ich bin im Grunde sicher, dass Sie es nicht missverstanden haben: dies, dass ich Ihnen damals nicht förmlich zu danken vermochte. Alles was ich dankend hätte sagen können, war damit vorweggenommen, dass ich Sie so dringend, so direct hatte darum bitten können. Es begegnet mir sehr selten, jemanden um etwas zu bitten.

Doch weiß ich ja, dass Sie mein Nicht-danken nicht übelgenommen haben, denn ich fand bei der Rückkehr von Paris eine Karte mit ein paar lieben Worten.<sup>150</sup>

Die Wiener Zeitungen<sup>151</sup> (mit Ausnahme dessen was Salten schrieb und mir schickte) habe ich nicht gesehen, das Stück öfter als 4 mal

<sup>149</sup> Die Lesart ist unsicher; worauf Harden anspielte, ist unklar.

<sup>150</sup> Hofmannsthals kehrten Ende Mai mit Umweg über Weimar aus Frankreich zurück; vgl. Hofmannsthals Briefe an Kessler (BW Kessler, undatiert, S. 104f) und den Brief vom 29. Mai an Schnitzler (BW Schnitzler, S. 211).

<sup>151</sup> Am 14. Mai hatte die »Neue Freie Presse« einen Bericht gedruckt, der dem Ensemble Reinhardts viel Lob zollt, dem Stück jedoch weniger Wohlwollen entgegenbringt: »Gegeben wurde das Werk eines Wiener Dichters, den Wienern jedoch noch unbekannt: »Elektra« von Hugo v. Hofmannsthal. »Nach Sophokles« steht auf dem Zettel. Die Nachbildung besteht zunächst darin, daß der Dichter den Chor der antiken Tragödie entfernte, das Ganze in wenige Szenen zusammenzog, das Skelett aber mit einem hochmodernen Mantel bekleidete. Farbenmischung: blutigrot, nebelgrau, nachtschwarz. Schreiende Kon-

anzusetzen scheint keine Möglichkeit gewesen sein und so fand ich beim Zurückkommen diese ganze Angelegenheit als eine vergangene und hatte wirklich einmal von etwas, das sich in Wien zutrug, keinen Ärger.

Lieber Herr Harden, Sie können nicht denken, wie sehr mich ihr schöner Aufsatz über den Künstlerbund gefreut hat.<sup>152</sup> Er war so sehr schön, kraftvoll, ruhig – ich glaubte darin zu fühlen, dass Sie wohler wären als seit langem, hoffentlich ist's wahr – und dann, was Sie vielleicht zu hören verwundert, mich interessiert diese Materie aufs leidenschaftlichste. Die gegenwärtige Malerei, ich meine damit die französische Malerei von Manet bis Maurice Denis und van Gogh, ist für mich eines der Dinge, die mir das Leben unberechenbar verschönern.<sup>153</sup> Diese Leidenschaft ist es, die mich mit Harry Kessler so sehr verbindet, aber auch mit anderen mir persönlich weniger nahestehen-

traste; ein ewiges Hin- und Her zwischen starrer Unbeweglichkeit und jähem Außersichsein.« Gertrud Eysoldt, heißt es weiter unten, »spielte die ungemein ermüdende Rolle [der Elektra] – ermüdend für die Künstler wie für den Zuschauer – mit bedeutender Wirkung.«

<sup>152</sup> Der Aufsatz »Deutscher Künstlerbund« entstand aus Anlaß der ersten Berliner Ausstellung dieser Vereinigung bildender Künstler im neuen Haus der Berliner Sezession am Kurfürstendamm. Hardens Text eröffnete die Ausgabe der »Zukunft« vom 27. Mai 1905 (Bd. 51, S. 307–14). Harden bezeichnet die Ausstellung in doppelter Hinsicht als »Ereigniß«: sowohl als »die beste, schenswertheste, die von deutschen Künstlern in Berlin je veranstaltet wurde«, wie auch als »ein tröstend in die Zukunft weisendes Wahrzeichen.«

<sup>153</sup> Über Max Liebermanns ausdrückliches Eintreten für eine angemessene Rezeption der französischen Malerei in Deutschland schreibt Harden: »Ist's ein Verbrechen, daß er findet, moderne Malkunst sei in Frankreich zur bisher höchsten Entwicklung gelangt? Nur unkluger Germanenhochmuth widerspricht diesem Urtheil. Jahrzehnte lang, Jahrhunderte sind deutsche Maler und Steinbildner über die Alpen gezogen, um von Italiens Kunst zu lernen; warum sollen sie jetzt nicht über die Vogesen in französische Lehre wandern, die dem Stockpreußen Menzel doch so gut bekam? Wir höhnen die Chauvins, die sich einbilden, sie brauchten Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel nicht zu kennen, weil sie Corneille, Racine, Hugo und Dumas haben; und wollen selbst von ihnen das Beste, was sie uns zu geben hätten, nicht nehmen. Kein verständiger Franzos scheut das Bekenntnis, daß ohne die deutsche Musik die Welt ihm stumm bliebe; und wir möchten wie einen Landesverräther Den anprangern, der sagt, daß der modernen Menschheit Frankreich zuerst Auge und Hand war. Mich dünkt, nebenbei bemerkt, nobel und rühmenswerth, daß ein Maler die größten Meister der Kunstgattung, die er selbst sich gewählt hat, immer wieder in die von seinem Willen beherrschten Ausstellungen holt; daß Liebermann, seit die Berliner Sezession besteht, den Manet und Monet, Degas und Renoir, Sisley und Toulouse-Lautrec die Ehrenplätze anweist; wem's ihm um Sättigung der Eitelkeit, nicht um Kulturpropaganda, zu thun wäre, hielte er die Väter wohl vom Mahle fern.« (Vgl. Anm. 152, S. 312f.)

den Menschen, wie mit Heilbut, mit Meyer-Gräfe.<sup>154</sup> Wie musste ich mich freuen, von Ihnen anerkannt zu sehen, was ich anerkenne, abgewehrt, was ich abwehre. Ich freute mich von Zeile zu Zeile, ich kann mich über so etwas unglaublich freuen. Wie klug und hübsch fügt sich das.

Nur, ich darf Ihnen vielleicht etwas sagen, da ich genau so fern vom Fach bin wie Sie: ich fühle, dass Sie einem Menschen sehr unrecht gethan haben: Ludwig von Hofmann. Sein Zusammenhang mit Böcklin ist minimal, höchstens eine stofflich-poetische Anregung. Im métier, als Zeichner unvergleichlich bewegter Gestalten, gehört er ganz wo anders hin, descendiert von viel besseren Ahnen, nämlich mittelbar von den Pastellen von Degas, unmittelbar von Bonnard, ist aber dabei selbst eine sehr hohe Klasse – ich weiß wie Franzosen über ihn denken – und ist gar nicht, *aber gar nicht* »Heimathskunst«.<sup>155</sup>

Glauben Sie mir: es ist mein ganzer Ehrgeiz, in diesen Dingen von jeder »Fach«-routine frei zu bleiben und doch viel davon zu verstehen – leidenschaftlich-geniessend zu verstehen.

Was für eine Freude, sich hier wieder zu begegnen.

Auch Bodenhausen, einen der wertvollsten Menschen, wieder bei Ihnen schön aufgenommen zu sehen.<sup>156</sup>

<sup>154</sup> Zu Hofmannsthals Kontakt mit Emil Heilbut alias Hermann Helferich (vgl. Anm. 100) und vor allem mit Julius Meier-Graefe siehe auch Hofmannsthals Briefwechsel mit Meier-Graefe, hg. von Ursula Renner (HJb 4/1996, S. 67–167). – Heilbut und Meier-Graefe zählt Harden im Zusammenhang seiner Würdigung Liebermanns zum Kreis der »Sachverständigsten«, zu dem er außerdem Tschudi, Lichtwark, Gurlitt, Muther, Scheffler und Rosenhagen rechnet (vgl. Anm. 152, S. 311).

<sup>155</sup> Harden hatte sich im Zusammenhang mit Ludwig Thoma kritisch zur »Heimathskunst« geäußert, war dann auf Meier-Graefes Buch über Böcklin zu sprechen gekommen (vgl. Anm. 172) und anschließend zu Ludwig von Hofmann übergegangen, von dem es heißt: »Die neun Bilder des Herrn von Hofmann werden kaum noch beachtet und die vier des Herrn Stuck verdienen sicher kein besseres Schicksal.« Böcklin dagegen, obwohl seine Malkunst zu allem Zweifel berechtige, habe eine »neue Vision« gebracht, »von einem vorher unbekannten Planeten, den das zierliche Talent Hofmanns nur aus schlechten, verkleinlichenden Reproduktionen kennen gelernt und den auch Stuck nie erklettert hat«. – Im selben Jahr 1905 brachte der Insel Verlag Hofmannsthals »Prolog zu Ludwig von Hofmanns ›Tänzen‹« heraus (GW RA I, S. 575f).

<sup>156</sup> Harden und Eberhard von Bodenhausen kannten sich vermutlich nur flüchtig. Nichts deutet auf einen regelmäßigen und herzlichen Kontakt. An Hofmannsthal hatte Bodenhausen am 19. September 1904 über Hardens Besprechung der »Elektra« geschrieben,



Bitte schreiben Sie mir doch wieder einmal wie's Ihnen geht.

Ihr herzlich ergebener

Hofmannsthal

P. S. Ich sah in Paris durch Zufall Herrn Jacobsohn, gab dann dem Zufall die Wendung zur Absicht und forderte ihn auf, mich zu besuchen, was er einige male that: ich fand ihn einen so sachlichen, fachlich-interessierten Menschen. Ich hatte sehr das Gefühl: ein tüchtiger Mensch. Wir hatten immer von interessanteren Dingen zu sprechen und er kam nicht dazu, mir die Geschichte seiner Verirrungen zu erzählen, die mir auch ziemlich gleichgiltig sind.<sup>157</sup>

sie sei ihm ebenso unsympathisch wie alles, was der Mann schreibe (BW Bodenhausen, S. 50).

<sup>157</sup> Der 1904 erst dreiundzwanzigjährige Siegfried Jacobsohn hatte sich in den Jahren nach 1900 als Theaterkritiker, in erster Linie für die auflagenstarke Berliner »Welt am Montag«, einen Namen gemacht. Am 12. November 1904 wurde er von dem österreichischen Journalisten Alfred Gold im »Berliner Tageblatt« des Plagiats beschuldigt (»Ein psychologisches Rätsel«). Gold wies nach, daß Jacobsohn in Kritiken über Eleonora Duse und Albert Bassermann etwa zwanzig Zeilen aus einem Text übernommen hatte, den Gold 1897 über Adele Sandrock geschrieben hatte. Der »Fall Jacobsohn« erregte in den Berliner Zeitungen großes Aufsehen. An Litfaßsäulen klebten Plakate mit der Aufschrift »Siegfrieds Tod«. Harden, der sich gerne gegen einmütige Meinungscoalitionen wandte, trat in der Ausgabe der »Zukunft« vom 10. Dezember mit einem großen Artikel entschieden für Jacobsohn ein (»Der kleine Jacobsohn«, Bd. 49, S. 370–78) und bat Arthur Schnitzler, von dessen für Jacobsohn günstiger Auffassung der Sache er gehört hatte, um eine weitere Stellungnahme (Brief vom 29. November). Schnitzler verfaßte einen offenen Brief an Harden, in dem er sich mit leiser Ironie für Jacobsohn einsetzte: Vom Standpunkt seiner medizinischen Kenntnisse und Erfahrung aus könne er sich der verbreiteten Erklärung, Jacobsohns Vergehen sei die Folge einer unbewußten Fehlleistung, für die sein hypertrophes Gedächtnis verantwortlich sei, nicht anschließen. Jacobsohn selbst hatte in der »Welt am Montag« einen Artikel zu seiner Verteidigung veröffentlicht, in dem er den Lapsus auf sein überspanntes Gedächtnis schob; Harden mißbilligte diesen Artikel, und auch Schnitzler schob diese Erklärung beiseite: im Interesse Jacobsohns, wie er betonte, denn wenn es sich tatsächlich um »unwiderstehlichen Zwang« und »unbewußte Reproduktionen« handle, »so müßte man den jungen Mann auf unbestimmte Zeit, wenn nicht auf immer, für die Wiederaufnahme seiner kritischen Thätigkeit verloren geben«. Schnitzler diagnostizierte hingegen ein zeitweiliges Versagen »der Urtheilskraft auf Grund einer psychischen Störung, die mir am verständlichsten wurde, wenn ich sie als gegensätzlich zum Krankheitsbilde der Hypochondrie aufzufassen suchte.« Während der Hypochonder zu pathologischer Überbesorgtheit neige, sei Jacobsohns Verhalten durch eine ebenso pathologische und dem Normalbewußtsein unverständliche Unbekümmertheit hinsichtlich der überaus wahrscheinlichen Folgen seines Vergehens gekennzeichnet. Die feine Ironie von Schnitzlers Hilfeleistung liegt demnach darin, daß er Jacobsohn, um ihm seine Zurechnungsfähigkeit als Kri-

## Lieber Herr von Hofmannsthal

ich will Ihnen nur gleich sagen, wie sehr Ihr Brief mich erfreut. Und wie wenig ich an »Dank«, an Anspruch auf Dank dachte. Auch, daß im letzten Augenblick, als ich schreiben (für die Zeitung) wollte, etwas dazwischenkam, das mich lähmte. Ohne daß Sie es ahnten. Es war Ihr Satz: »Ich brauche jemand, der vor mir herreitet.«<sup>158</sup> Hundertmal sagte ich mir vernünftig, wie es zu nehmen sei, wie, in welcher Stimmung entstanden: aber das Bild blieb in mir; so dumm ist man; ich konnte nicht darüber hinweg. Jetzt erwähne ichs nur, um zu erklären, daß ichs nicht besser machte. Ich glaube sonst wäre es besser geworden. Nun konnte ich aber nur wiederholen. Lassen Sie mich damit diese Episode schließen, die mir stets als ein Zeichen Ihres Vertrauens, Ihrer guten Gesinnung im Gedächtnis bleiben wird.

Was ich an Kritiken las, war ausnahmslos (auch Salten u. Bahr) nicht »gut«, aber Alles, selbst Wittmann, nicht direkt unwürdig im

tiker zu bewahren, in Hinsicht auf den diskutierten Fall Vorsatz unterstellt, ihm aber wiederum, als zeitweilig psychisch Krankem, jede Schuldfähigkeit abspricht. Schnitzlers Stellungnahme erschien eine Woche nach derjenigen Hardens am 17. Dezember 1904 unter dem Titel »Der Fall Jacobsohn« in der »Zukunft«. (Bd. 49, S. 401–04; vgl. auch: Arthur Schnitzler, Briefe 1875–1912, hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler, Frankfurt a.M. 1981, S. 499–504.) Gegen Jahresende klang die Affaire ab und Jacobsohn schrieb am 31. Dezember an Harden: »Bei der Lebens- und Jahresbilanz, die ich in diesen Tagen gezogen, habe ich Ihrer am häufigsten gedacht, weil ich ohne Sie heute eine unschöne Literaturleiche wäre, während ich in Wirklichkeit recht zuversichtlich in die Zukunft sehe« (vgl. Weller, Harden, S. 67). – Welche Kreise der Skandal um Jacobsohn gezogen hatte, beweist auch Gerhart Hauptmanns im September 1905 entstandenes Fragment einer »Jacobsohn-Komödie«: eine satirische Entgleisung, die deutlich von Hauptmanns ambivalenten Empfindungen gegenüber Hofmannsthal Zeugnis ablegt. Hauptmann, der sich selbst von Hofmannsthal plagiiert fühlte, legt diesem folgende Rede in den Mund: »Es ist mir lieb, daß du uns führest, Jacobsohn, / du, der an Fingerfertigkeit mir über ist: / deshalb an höchster Stelle sprach ich auch für dich, / obgleich auch ich im Fach nicht unbewandert bin! –/ Ich sprach – du kennst die schleimig süße Zärtlichkeit, / womit ich zuckrig, einer Zuckerschlange gleich, / die Früchte überspeichle, die auf fremdem Mist / und keineswegs auf eigenem mir gewachsen sind!« Und in Anspielung auf dessen Grillparzer-Aufsatz von 1902 (GW RA I, S. 321–24) läßt Hauptmann Hofmannsthal, gegen den entblößten Hintern Jacobsohns gewendet, sprechen: »Schon wird mir »Meeres und der Liebe Wellen«-haft, / unschuldig hölderlinisch maniert zumut! / Ja, unabweisbar meldet sich mein Stilgefühl.« (HB 37/38, 1988, S. 39)

<sup>158</sup> Vgl. Hofmannsthals Brief vom 18. April 1905.

Ton. Immerhin sehr anders als die Dinge, die Herzl und Goldmann schrieben.<sup>159</sup> Was gesagt werden mußte, hat leider auch Salten nicht gesagt.<sup>160</sup> Ich bedauerte, daß aus der Conférence nichts wurde. Für Reinhardt sehe ich ziemlich schwarz. Es ist ein Wahnsinn, beide Theater (oder gar drei) zu nehmen.<sup>161</sup> Für das Deutsche fast schon zu spät.<sup>162</sup> Und er hat kein Männerpersonal.<sup>163</sup> Freilich: in der Welt der

<sup>159</sup> Theodor Herzl und Paul Goldmann.

<sup>160</sup> Die »Bibliographie zu Kritiken der Uraufführungen Hofmannsthals« von Holger Kreitling und Bernd Sösemann vermerkt eine Besprechung des »Geretteten Venedig« durch Salten, die unter Pseudonym am 23. Januar 1905 in der »Berliner Zeitung am Mittag« erschien (in: Ursula Renner und G. Bärbel Schmid [Hg.], Hugo von Hofmannsthal, vgl. Anm. 4, S. 218).

<sup>161</sup> Noch während seiner Zeit als Mitglied des Ensembles von Otto Brahm hatte Max Reinhardt im Juni 1901 sein erstes selbstständiges Theater, Schall und Rauch, gegründet, das Unter den Linden 44 eine eigene Spielstätte fand. Nach dem ersten Jahr wurde der Name in Kleines Theater geändert. Dort fanden u.a. die wegweisenden Aufführungen von Wedekinds »Erdgeist«, Maxim Gorkis »Nachtasyl« und Hofmannsthals »Elektra« statt. Reinhardts Erfolg war so groß, daß er Anfang 1903 auch noch das Neue Theater am Schiffbauerdamm mietete. Weitere wichtige Inszenierungen wie Maeterlincks »Pelleas und Melisande«, Lessings »Minna von Barnhelm« und vor allem der sensationell erfolgreiche »Sommernachtstraum« vom Frühjahr 1905 hatten dort Premiere. 1905 erwarben Max Reinhardt und sein Bruder Eduard mit Hilfe eines Finanzkonsortiums das Deutsche Theater von Adolphe L'Arronge, der diese älteste und traditionsreichste der modernen Berliner Bühnen 1883 gegründet hatte. Von Otto Brahm hatte sich L'Arronge schon ein Jahr zuvor getrennt. Brahm war daraufhin ins Lessing-Theater umgezogen und für ein Jahr – während der Spielzeit 1904/05 – hatte der Erfolgsautor und frühere Intendant des Meininger Hoftheaters Paul Lindau die Spielleitung übernommen. Nach dem Kauf des Deutschen Theaters wollte Max Reinhardt das Kleine Theater aufgeben, das Neue Theater aber während der Umbauphase des Deutschen Theaters in der Spielzeit 1905/06 noch behalten. In der Saison 1905/06 führte Reinhardt demnach das Neue und das Deutsche Theater, ab 1906/07 das Deutsche Theater und die dazu gehörenden Kammerspiele.

<sup>162</sup> Die Berliner Presse meldete im Mai 1905, daß Reinhardt ab Herbst das Deutsche Theater übernehmen werde.

<sup>163</sup> In seinem Aufsatz »Sommernachtstraum« für das Osterblatt der »Neuen Freien Presse« (vgl. Anm. 126) hatte Harden festgestellt: »unser Schauspieldirektor hatte, neben einer Amazonengarde von lieblichem, wildem und ungesund ins Hermaphrodisische schillernden Weiberreiz, nur Männer von Mittelwuchs ins Treffen zu schicken, keinen, der sich auch unter so suggestiver Leitung vermessen durfte, Macbeths Schwert oder Lears Stecken würdig zu tragen. Da fand er den Sommernachtstraum.« – Zu Reinhardts Ensemble gehörten immerhin so namhafte Darsteller wie Friedrich Kayssler und Eduard von Winterstein. Auch Emanuel Reicher sowie der junge Albert Steinrück spielten bei Reinhardt. Zudem übernahm Reinhardt weiterhin selbst wichtige Nebenrollen. Ende 1904 – zunächst in Schnitzlers »Grünem Kakadu«, dann im »Grafen von Charolais« von Beer-Hofmann – kam schließlich noch Alexander Moissi hinzu, der bald zum Liebling des Publikums und



Leinwände ist schließlich alles Zufall. Ich hätte z. B., den Erfolg des Charolais (den ich dem Autor von Herzen gönne) nicht für möglich gehalten.<sup>164</sup> Das Gedicht ist hier maßlos überschätzt worden; wahrscheinlich, weil nur Juden darüber schrieben. Ein Christ, ein natürlicher, wenn ich so sagen darf, kann in diese Gefühlswelt gar keinen Eingang finden, scheint mir. Übrigens war ich froh, daß Ihr guter feiner Name nicht in diese Klüngelgasse, »Volksschillerpreis« betitelt, gezerrt worden ist.<sup>165</sup>

der Kritik wurde. – Die wichtigsten Schauspielerinnen Reinhardts waren Louise Dumont (sie und Kayssler waren 1901 Reinhardts Gesellschafter bei »Schall und Rauch«), Gertrud Eysoldt, Rosa Bertens, Agnes Sorma, Else Heims und Lucie Höflich.

<sup>164</sup> Die Uraufführung des »Grafen von Charolais« von Richard Beer-Hofmann fand am 23. Dezember 1904 unter der Regie Max Reinhardts im Neuen Theater in Berlin statt. Hugo von Hofmannsthal, der sich im Januar 1905 wegen der Premiere des »Geretteten Venedig« (21. Januar) in Berlin aufhielt, schrieb am 16. Januar an Beer-Hofmann: »Gestern Charolais, ausverkauft. Auch Wochentagsbesuch soll sich, sagt Reinhardt, wieder heben. Das Stück ist wunderschön. Nur für mein Gefühl manches zu stark »gebracht«, »serviert« (BW Beer-Hofmann 126). – Beer-Hofmanns und Hofmannsthals Stücke, die beide auf Vorlagen englischer Dramatiker der elisabethanischen Zeit zurückgehen, sind vielfach gemeinsam bzw. unter Bezugnahme auf das jeweils andere Stück besprochen worden. Zur Aufnahme des »Charolais« vgl. das Nachwort von Andreas Thomasberger innerhalb der »Großen Richard Beer-Hofmann-Ausgabe in sechs Bänden« (Paderborn 1994, S. 255–75, insb. S. 263–67).

<sup>165</sup> Der Volks-Schillerpreis war 1902 vom Berliner Goethe-Verein ins Leben gerufen worden und wurde 1905 zum ersten Mal verliehen. Die Preisträger waren Richard Beer-Hofmann (für: »Der Graf von Charolais«), Carl Hauptmann (»Bergschmiede«) und Gerhart Hauptmann (»Rose Bernd«). Gedacht war die mit 3000 Mark dotierte Auszeichnung, die alle drei Jahre an Schillers Geburtstag (10. November) für ein in diesem Zeitraum besonders »hervorragendes [...] Werk der deutschen dramatischen Dichtkunst« vergeben werden sollte, als Oppositionspreis gegen den staatlichen »Schillerpreis«, dem durch den konservativen Geschmack Wilhelm II. in der Nominierung der Preisträger enge Grenzen gesetzt waren. Der Volks-Schillerpreis hingegen sollte »ein Ehrenmal am Wege der freien deutschen Kunst« (Gründungs-Aufruf des Goethe-Bundes) darstellen. Die Jury von 1905 bestand aus einem ständigen Preisgericht und elf Delegierten der deutschen Goethebünde. Dem ständigen Preisgericht gehörten Alfred Freiherr von Berger (Hamburg), Heinrich Bulthaupt (Bremen), Franz Diederich (Dresden), die beiden Literaturhistoriker Albert Köster (Leipzig) und Jakob Minor (Wien), der Philosoph Johannes Volkelt (Leipzig), der Burgtheaterdirektor Paul Schlenther (Wien) und Joachim Gans Edler zu Putlitz (Stuttgart) an. Hofmannsthal hatte Ursache zu der Annahme, daß zumindest Minor und Schlenther seine Werke ungünstig beurteilten (vgl. Anm. 145 und 146). Die Goethebünde wurden 1905 u. a. durch die Schriftsteller Hermann Sudermann, Ludwig Fulda und Bruno Wille vertreten. Zur Vorgeschichte der Jury von 1905 und zur Verleihung vgl. Wolfgang von Ungern-

Daß der kleine Jacobsohn Sie sehen und hören durfte, freut mich für ihn. Ich habe, weil er sich unanständig gegen mich betrug, den Verkehr eingestellt.<sup>166</sup>

Mit mir gehts noch nicht besser. Immer neue Attaquen. Und seit Wochen quält das Kindchen sich arg mit Keuchhusten, sehr arg. Gefahr ist nicht mehr; aber ich habe den Ton in den Nerven.

Daß Herr von Hofmann mir nichts ist, habe ich oft bedauert. Aber *c'est plus fort que moi*. Ich finde es eigentlich ganz schlecht; so schlecht wie ein berühmter französischer Maler, der zu Liebermann ein wüstes Kraftwort darüber sprach. Ich möchte (wie Hebbel von Grabbe) immer sagen: *S'il prouvait!* In diesen Dingen hilft doch nichts; wenn mans nicht fühlt!

Und diese letzten Sachen würden, glaube ich, auch Ihnen nicht viel sein.

Mir thut immer schrecklich leid, daß ich zu wenig von diesen Dingen kenne. Zu wenig Vergleichsmöglichkeiten habe. Die doch für ein

Sternberg, Zur Geschichte des Volksschillerpreises (1902–1918), in: Buchhandelsgeschichte, 1987/3, S. 104–13.

<sup>166</sup> Anlaß für den Bruch war Jacobsohns Behauptung, Hardens alter Freund Fritz Mauthner habe ihn zu seinem Versuch einer Selbstrechtfertigung in der Welt am Montag angestiftet (vgl. Anm. 157). Harden war verstimmt und lehnte auch Jacobsohns Wunsch, für die Zukunft über Theateraufführungen zu schreiben, ab. – Gleichwohl entzog Harden dem jungen Kollegen seine Unterstützung nicht. 1905 startete Jacobsohn eine eigene Zeitschrift, die »Schaubühne«, die in den ersten Jahren ihres Bestehens fortlaufend rote Zahlen schrieb und 1911 aufgrund ihrer unerträglich gewordenen Finanzlage vor dem Aus stand. Erich Reiss, der nicht nur Jacobsohns Zeitschrift, sondern auch Hardens »Köpfe« verlegte (die ersten beiden Bände dieser Anthologie von Charakterstudien bekannter Persönlichkeiten waren 1910 und 1911 erschienen), machte Harden den Vorschlag, fünf Auflagen der »Prozesse« (dem dritten Band der »Köpfe«, der 1913 erschien) im voraus mit 9000 Reichsmark zu honorieren und dieses Honorar teilweise für die Rettung der Schaubühne zu verwenden. Harden willigte ein. Darüber hinaus korrigierte er Jacobsohns Manuskripte, erwähnte ihn wohlwollend in der »Zukunft« und half ihm in Privatangelegenheiten. 1921, als besonders die »Zukunft« mehr und mehr in Schwierigkeiten geriet, beriet man sogar über eine Bürogemeinschaft für beide Redaktionen, die ab dem 1. April 1922 gelten sollte, aber dann nicht zustande kam. (Harden stellte die »Zukunft« mit dem 30. September 1922 – nach drei Jahrzehnten – ein.) Das niemals unproblematische Verhältnis der beiden schwierigen Publizisten endete, wie die meisten Bekanntschaften Hardens, in den zwanziger Jahren schließlich in einem anhaltenden Zerwürfnis, nachdem Harden 1926 in zwei Briefen an Kurt Tucholsky behauptet hatte, Jacobsohn habe in der Schaubühne allen, »deren Spezialität die Harden-Bejauchung war, breit die Türe geöffnet.« (Vgl. Weller, Harden, S. 67–69 und Young, Harden, S. 159f.)

halbwegs haltbares Urtheil unentbehrlich sind. Ich komme ja nie fort, sehe wenige Menschen u. habe unsinnig zu tun, mich in Materien einzuarbeiten, die ich lieber miede, die aber gerade kein Anderer nach meiner Überzeugung richtig behandelt.

(Zur entsetzlichen »Heimathkunst« habe ich Hofmann übrigens nie gerechnet.)

Seltsam ist Klimt. Aber leider gar nicht so groß, wie ich nach Bahrs Begeisterung hoffen durfte.<sup>167</sup> Der grundgescheite Meier-Graefe z. b., hätte ihn lieber aus der Künstlerbund-Ausstellung gewiesen. Ich nicht. Doch ist er fabelhaft eklektisch. Mit verworrenen Talenten.<sup>168</sup> Ich begreife den wiener Lärm nicht, weder die Verhimmlung noch die Beschimpfung. Wie dumm sind die Menschen heute.

Es freut mich sehr, daß Ihnen an meinem Versuch über Malerei zu reden, Einiges gefiel. Ich muß all das viel zu rasch machen; immer Neues. Und leide vielleicht am meisten unter diesem Zwang zur Unzulänglichkeit.

Herzlich grüßt Sie Ihr

Harden.

<sup>167</sup> Vgl. auch den Vortrag von Patrick Werkner: Hermann Bahr und seine Rezeption Gustav Klimts: Österreichertum, »sinnliches Chaos« und Monismus, in: Margret Dietrich, Hermann Bahr Symposium. »Der Herr aus Linz«, Linz 1987, S. 65–76.

<sup>168</sup> Über Klimt schrieb Harden am Ende seines Aufsatzes (vgl. Anm. 152): »Seine Portraits (namentlich das eines ganz jungen Mädchens), die, jenseits von aller Wirklichkeit, nur das Gehäus einer Seele geben, dazu ein Stückchen vom weißen Hals, kein Knochengestüst, aber das ganze Raffinement einer geistreich ersonnenen Damentoilette, sind das Entzücken der Klügsten und Dummsten. Seine (zu süße, zu cocottenhaft Sinnlichkeit posirende) Salome, eine pariserische, kommt schlechten Instinkten so weit entgegen, daß ihre Artistenfeinheit in Gnaden hingenommen wird. Und seine symbolischen Bilder haben so viel Hautgout, daß der Nervenreiz über die Wüstheit des Eindrucks siegt. Ein Mann von ganz ungewöhnlichem Können (das nur die Landschaften nicht verrathen), dessen Persönlichkeit man zunächst aber nicht spürt und dem man zutrauen möchte, er suche den bizarren Effekt und häufe, *pour épater le bourgeois*, die Schrullen. Wer ihn dann sieht, steht erst recht vor einem Räthsel. Ein stämmiger Troglodyt, in sich gekehrt, fast struppig; und der stille, scheue Blick einer ganz einsamen Seele. Und Der hat diese überwürzten Gerichte bereitet, diese kränkelnde Hyperkultur gemalt? Warum nicht? Fra Filippo, der Maler heiliger Keuschheit, ist als ein wilder Hans Luderlich durchs Leben getost; und Liebermann, der den tollkühnsten Witz über die Lippe läßt (und deshalb, nach berlinischem Sprachgebrauch, für einen Cyniker gilt), hat als Künstler das Schamgefühl eines im Gebet eröthenden Nönnchens.«



lieber Herr Harden

ich freue mich so sehr über einen solchen Brief von Ihnen. Es ist so viel Gespräch darin. Man möchte sich gleich hinsetzen und einen noch viel längeren zur Antwort schreiben. Denn mir wird dies immer mehr zur Leidenschaft: hie und da in dieser Wirrnis Übereinstimmung zwischen Menschen die ich hochstelle zu erkennen, und so weit ich kann, zu bekräftigen. Was nun Reinhardt betrifft: (*ganz nebenbei*: er sprach mir neulich in einer sehr hübschen Weise davon, wie schwer es auch ihm wird, für das, was Sie hier ihm zu liebe geschrieben haben,<sup>169</sup> das herzlich dankbare Gefühl auch auszusprechen.) Noch eins, auch *nebenbei*: er hat hier materiell und auch im Gerede der Leute einen unglaublich *geringen* Erfolg. Aber wovon ich sprechen wollte: ich finde seine Vorstellungen erstaunlich gut (»Sanna«, ein ziemlich merkwürdiges Stück von Bahr ist noch eine viel bessere Vorstellung als Sommernachtstraum, Minna von Barnhelm werde ich erst heute sehen)<sup>170</sup> und ich finde sein Gespräch, seine Haltung, das Undefinierbare, was einen Menschen umfließt und seinen Wert ausmacht, noch höher als seine bisherigen Leistungen. Es wäre mir sehr traurig, wenn Sie ihm (vor allem innerlich) etwas von Ihrer Sympathie und Ihrem Zutrauen entzögen.

Vor allem dies: er denkt ja gar nicht daran, aber wirklich absolut nicht, neben dem Deutschen Theater ein anderes zu führen. Sie dürfen es mir glauben, er denkt nicht daran.<sup>171</sup> Über die Möglichkeiten seines Repertoires spreche ich viel mit ihm, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich ihm viel von meinem Rath, meinen Einfällen, meinen Kräften hier zur Verfügung stellen, in seine Arbeit verweben könnte, *ohne dass es nach außen durchdränge*.

Männer wird er finden. Hier glaube ich absolut an das Schöpferische eines begabten Menschen. Man findet immer sein Material. Ich

<sup>169</sup> Hardens Aufsatz »Sommernachtstraum« in der Osterausgabe der »Neuen Freien Presse« (vgl. Anm. 126).

<sup>170</sup> Reinhardts Gastspiel in Wien, das von Ende Mai bis Mitte Juni 1905 andauerte, umfaßte folgendes Programm: Hofmannsthals »Elektra«, Shakespeares »Sommernachtstraum«, Beer-Hofmanns »Graf von Charolais«, Lessings »Minna von Barnhelm« und Hermann Bahrs »Sanna« (vgl. SW VII Dramen 5, S. 389, Anm. 27).

<sup>171</sup> Vgl. Anm. 161.

glaube sehr an ihn. (Wir sind eine Epoche, in der niemand an niemanden glaubt.) Dass Sie Meyer-Graefe hie und da in einem solchen Ton erwähnen freut mich tief.<sup>172</sup> Ich kenne ihn kaum, aber ich rechne sehr mit ihm. Und ich weiß – was Sie vielleicht nicht wissen – (ich weiß es zufällig durch Bodenhausen) dass er auch er Ihre Leistung aufs heftigste bewundert, seit all den Jahren. – Ich sagte früher: »ich rechne mit ihm«. Es klingt, wie wenn ich mich als Prätendent fühlen würde. Und es streift schon wieder an die unglückselige Metapher, von dem, der »vor mir herreiten soll.« (Und die war, ich schwör es Ihnen, so sehr nur pittoresk gemeint, und nicht als Tactlosigkeit: mir thun selbst Tactlosigkeiten so weh.) Aber ich meine es ganz anders, dies »rechnen« mit Menschen von Wert. Ich muss mich, um die Atmosphäre nicht unerträglich zu finden, mit den Leuten, für die ich geistig etwas zu empfinden vermag, in einer leidenschaftlicheren Weise verbunden denken, als in der schlaffen Verbindung, bloß gleichzeitig auf der Welt zu sein. Ich muss denken dürfen, wir sind alle füreinander da, und etwas treibt uns zueinander.

Aber an dies Motiv will die Welt am letzten glauben. Es ist fast unglaublich, wie sich in den Köpfen der Leute alles spiegelt, was man thut und nicht thut. Mein Wegbleiben in der Elektra war in drei Zeitungen als boshafte hochmüthige Pose commentiert, in zwei anderen stand: »um Bücklinge zu machen, scheine ich doch noch nicht zu aesthetisch und aristokratisch zu sein.« (Die hatten Reinhardt, der hervorkam, für mich gehalten.) Nun bin ich da und fahre hinein, so oft mich Reinhardt ins Theater lädt. Nun steht in den Zeitungen: ich klatsche bei Premieren von Bahr, wahrscheinlich um meiner Freude über die Ungefährlichkeit dieses Concurrenten Ausdruck zu geben. Ich sagte heute zu Beerhofmann (in einem Garten, während ein schweres Gewitter langsam heraufzog): »Glaubt denn kein Mensch, dass man klatscht, weil es einem einfach gefällt, das Stück, oder das Spiel, oder beides zusammen?« (In einer anderen Zeitung stand, ich

<sup>172</sup> In Hardens Aufsatz über die Ausstellung des »Deutschen Künstlerbundes« heißt es: »Herr Meier-Graefe, der in seinem Buch ›Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten‹ mit geistreichster Sachkenntnis und fanatischem Japanermuth (Eigenschaften, die auch der von diesem aufrüttelnden, in jedem Satz interessirenden Buch nicht Ueberzeugte schätzen muß) beweisen will, daß Böcklin kein Maler war und der Böcklinismus und Thomakultus der deutschen Kunst zum Verhängnis werden kann, – dieser *artifex* Robespierre wird am Kurfürstendamm manche Freude erleben.« (Vgl. Anm. 152, S. 309)

klatsche »um meine Verachtung für das Burgtheater zu documentieren« und Beerhofmann antwortete mir mit einer sehr netten Anekdote: ein alter Weinhändler belehrt auf dem Sterbebett seinen Sohn über tausend Methoden, gefälschten Wein herzustellen. Und ganz zum Schluss, mit dem letzten Athem sagt er noch: »Ich muss dir noch eins anvertrauen: es giebt auch Leute, die Wein aus gepressten Weintrauben herstellen.« An diese Möglichkeit aber, dass man jemals seinen Wein aus Weintrauben gewinnen könnte, scheint, hier zumindest, niemand zu glauben.

Und doch ist es gar nicht so verdienstlich, sondern hauptsächlich sehr reizvoll, von den Genüssen des *Wirklichen* existieren zu wollen. –

Ihr Satz über Jacobsohn giebt mir sehr zu denken. Wenn es diesem jungen Menschen möglich war, nachdem Sie *so* für ihn gehandelt hatten, sich dann nachher *unanständig* gegen Sie zu verhalten – was ist das dann für ein Mensch? Ich kann es in meinem Kopf gar nicht zusammenbringen. So lügt er denn in einem fort? (denn er sprach sehr anständig über Sie.)<sup>173</sup>

8 VI. Gestern abend hab ich »Minna von Barnhelm« gesehen. Eine vorzügliche Vorstellung, voll Leben, geistigem Reiz. Ich freue mich sehr.

Eine Frage: ist es möglich, dass Sie Harry Kessler, einen der wenigen ganz außerordentlichen Menschen unserer Zeit, einen Besuch den er Ihnen machte (um eine Selbstanzeige Ihnen zu überreichen), niemals auch nur durch eine Karte erwiderten, so dass ihm, bei der stetig wärmsten Gesinnung gegen Sie, die formale Möglichkeit, sich darauf noch zu nähern, verwehrt blieb? oder Missverständnis, wie ich fast denke. Ich wäre sehr dankbar, wenn Sie gelegentlich darüber gegen mich ein Wort erwähnten.

Ihr

Hofmannsthal.

<sup>173</sup> Die Zweifel hinsichtlich Jacobsohns Charakter, die die Äußerungen Hardens bei Hofmannsthal auslösten, veranlaßten Hofmannsthal jedoch nicht, seine Haltung gegenüber Jacobsohn zu revidieren. Im Gegenteil überließ er diesem für das erste Heft der Schaubühne am 7. September 1905 ein Fragment aus der ersten Fassung von »Ödipus und die Sphinx« (1. Jg., Nr. 1, S. 2–4; s. auch GW D II, S. 489–91).



Lieber Herr von Hofmannsthal,

Ihr Brief ist ein sehr freundlicher Pfingstgruß. Besten Dank. Sonnenschein, ein wundervoll ne[...]es<sup>174</sup> Grün, durchs offene Fenster Glockenklang und von weitem her eine freundliche, feine Stimme. So gut wird mirs selten. Und das Kindchen ist in der Besserung ...

Reinhardt braucht mir durchaus nicht zu danken; ich habe es weder erwartet noch gewünscht. Und bin ihm in Sympathie und Interesse unverändert; daß er in Wien bei der Hetze und Theaterermüdung, nicht immer wieder Erfolg haben kann, ist leider klar. Und wenn er nicht, wie es hier heißt, drei Theater zugleich leiten will (das Neue kann ihm kein Verständiger *jetzt* noch fürs nächste Jahr abnehmen), bin ich zufrieden. Als ich, nach 15 Jahren, Brahm wieder sah<sup>175</sup> u. er mich fragte, rieth ich ihm zu einem Trust mit Reinhardt: gemeinsam die 4 Theater zu führen.<sup>176</sup> Er wollte nicht, denn er haßt R. u. behauptete, Sommernachtstraum sei stilistische Regie von Beerboom-Tree.<sup>177</sup> Daß es zu solchen Theatertrusts kommen werde, hat Goethe vorausgesagt. Merkwürdig.

Wenn Sie ihn berathen, hat R. einen wichtigen point voraus. Auch ist sein Ansehen hier so groß, daß er eigentlich alle Chancen fürs Deutsche Theater hat. Trotzdem er ein bißchen spät abschloß. Daß mein bißchen Rath und Hilfe für ihn immer zu haben ist, versteht sich. Auch ich liebe ihn innerlich; er hat (ich kann nie etwas Besseres

<sup>174</sup> Unleserliches Wort.

<sup>175</sup> Siehe S. 16.

<sup>176</sup> Das Deutsche Theater, das Neue Theater, das Kleine Theater und das Lessing-Theater (vgl. Anm. 161).

<sup>177</sup> Sir Herbert Beerbohm Tree (1852–1917) war Theaterleiter, Regisseur und Schauspieler in London. 1887 hatte er das Comedy Theatre und das Haymarket Theatre übernommen und 1897 das unter seiner Leitung erbaute Her Majesty's Theatre eröffnet. Den Schwerpunkt seiner Tätigkeit als Regisseur bildete das Werk Shakespeares, von dem er zwischen 1888 und 1914 achtzehn Stücke inszenierte. Hofmannsthal erwähnt in seinem Vortrag über »Shakespeares Könige und große Herren« Beerbohm Trees Aufführung von »Was ihr wollt« (GW RA I, S. 41). Die Regiearbeiten von Beerbohm Tree zielten auf den »großen Effekt«. 1893 erschien sein »Essay on the Imaginative Faculty«. – Der Karikaturist, Kritiker und Dramatiker Sir Max Beerboom (1872–1956) ist der Halbbruder Sir Herberts.

für ihn finden) im Kleinen einen bonapartistischen Zug. Auch gleicht er ihm in der Fassade ein bißchen. Der kleine Cassirer ist aus ähnlichem Stoff.

Was Sie mir über die Zeitung geschrieben haben, ist allerliebste. Freilich auch sehr ekelhaft. Doch es muß Ihnen genügen, daß die »beste Genialität« immer beschmutzt werden soll. Wenn Sie »unser Hofmannsthal« wären, müßten Sie geringerer Klasse sein. Übrigens schlage ich (was in diesem Zusammenhang fast albern eitel klingen könnte, aber ja nur für die kleine erbärmliche Journalistensippe gedacht ist) mit diesen Dingen jeden Rekord. Das Neueste: vor Gericht will irgendein Kerl beweisen, ich sei mit 17000 Mk von Banken bestochen. Und Zeitungen drucken es nach. An gepreßte Trauben glaubt Keiner.<sup>178</sup> (Der Mann, der die Bestechung »feststellt«, ist, wie Jacob-

<sup>178</sup> Vgl. die von Hofmannsthal (im Brief vom 6. Juni) wiedergegebene Anekdote, die ihm Richard Beer-Hofmann mitgeteilt hatte. Über die gegen Harden erhobenen Bestechungsvorwürfe hatte dieser am Vortrag an Walther Rathenau geschrieben: »[...] wird Sies interessieren, daß le nommé Leuß (Verf. einer Hammerstein-Apologie) »festgestellt« hat, ich sei von »Banken« mit 17000 Mk. bestochen (Beteiligungen). Er wirds vor Gericht beweisen und sagt: »Wenn nicht 6 Bankdirektoren und Prokuristen Meineide leisten, ist Harden ein toter Mann.« (BW Rathenau – Harden, S. 403) – Der Publizist Hans Leuß (1861–1920) kam durch Vermittlung Franz Mehrings zur SPD und war Herausgeber des christlich-sozialen Parteiorgans. Schon 1893 hatte Harden von Leuß verfaßte Artikel über die antisemitische Bewegung in der »Zukunft« veröffentlicht. Sein 1905 erschienenes Buch über den deutsch-konservativen Parteiführer Wilhelm Frhr. v. Hammerstein (1838–1904) hatte Harden nur eingeschränkt gelobt, was Leuß zu einer Entgegnung veranlaßte. Hans Dieter Hellge kommentiert, Harden habe daraufhin geschrieben, daß Leuß »von der Rheinischen Metallwarenfabrik Ahnung haben möge, nicht aber von Bismarck und Hammerstein. Leuß, der schon von anderer Seite wegen seiner anonymen Artikel gegen Krupp und für die Rheinmetall verdächtigt worden war, sah darin einen Korruptionsvorwurf und reagierte seinerseits mit der im Brief erwähnten Anschuldigung. Er verklagte Harden im Sommer 1905 wegen unzulässiger Beteiligung an der Körting-Emission als Anerkennung der Banken für die Hibernia-Artikel.« (BW Rathenau – Harden, S. 404) Der Vorwurf lautete, die BHG habe Harden durch die Abgabe eines großen Aktienpostens und die Zulassung des Wiederverkaufs noch innerhalb der Sperrfrist zu einem nichtberechtigten Kursgewinn verholfen. Bei der sogenannten Hibernia-Affaire ging es um die im Dezember 1903 eingeleitete Verstaatlichung einer der großen Bergbaugesellschaften, eben der Hibernia, mit dem Ziel, einen direkten Einfluß auf die Wirtschaftspolitik des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-syndikats zu gewinnen. Harden wurde durch Rathenau in die Angelegenheit hineingezogen. Zu Rathenaus Aufgaben und Hardens publizistischer Teilnahme an der Affaire sowie zum Verlauf des gegen Harden angestrebten Prozesses, vgl. BW Harden – Rathenau, bes. S. 375–404, 454–64, 487f, 525 und 537. Im November 1906 kam der Prozess endlich zustande. Leuß hatte mittlerweile seine Klage auf den Tatbestand der Beleidigung reduziert.

sohn,<sup>179</sup> Kraus,<sup>180</sup> Mehring,<sup>181</sup> Goldbeck,<sup>182</sup> Braun,<sup>183</sup> Bernhard<sup>184</sup> usw. Einer, dem ich Gutes that; offenbar das einzige Mittel, Dankbarkeitspflichten abzuwälzen.)

Ich kann mich nicht erinnern, daß Graf Kessler mich besucht hat. Wenn ers sagt, ist's natürlich wahr. Aber ich würde auch heute solchen Besuch, der nur dem Redakteur gilt, nicht erwidern. Nicht nur weil ichs, bei der Menge der Menschen, die kommen, nicht kann. Es wür-

Harden wurde freigesprochen, in einem Revisionsprozeß am 20. September 1907 jedoch für schuldig befunden und wegen Beleidigung in zwei Fällen zu 20 Mark Geldstrafe verurteilt.

<sup>179</sup> Siegfried Jacobsohn, der Herausgeber der »Schaubühne«; vgl. Anm. 157 und 166.

<sup>180</sup> Karl Kraus, der am Anfang seiner Laufbahn von Harden gefördert worden war und nach 1904 einer seiner schärfsten und hämischsten Gegner wurde. Harden ließ sich nur sporadisch auf die Auseinandersetzung mit Kraus ein, die dieser in mehr als einhundert Aufsätzen, die sich hauptsächlich mit Harden befaßten, ständig provozierte (vgl. Weller, Harden, S. 343–52; siehe auch S. 19).

<sup>181</sup> Franz Mehring (1846–1919) war ein enger Freund Hardens aus dessen journalistischen Anfängen (vgl. Young, Harden, S. 37–40). Angeblich stammt die Anregung, Hardens Zeitschrift »Die Zukunft« zu nennen, von Mehring. Sie sollte sich auf diese Weise schon im Titel programmatisch von der »Gegenwart«, für die Harden zuvor gearbeitet hatte, absetzen. 1891 schloß sich Mehring der SPD an. Er mißbilligte Hardens Verehrung für Bismarck und Nietzsche. Die Freundschaft zerbrach, als Harden einen Artikel Mehrings, den dieser für die dritte Nummer der »Zukunft« im Oktober 1892 geschrieben hatte, nicht druckte. Danach empfanden sich Harden und Mehring, der sich zu einer Art Geschichtsschreiber der Sozialdemokratie entwickelte, als Gegner.

<sup>182</sup> Vermutlich Eduard Goldbeck, der im Januar 1908, auf dem Höhepunkt der Eulenburg-Affaire, in der Schaubühne ein engagiertes Plädoyer veröffentlichte, in dem er Hardens Ehrenhaftigkeit und Verdienste als politischer Publizist bezeugte (vgl. Anm. 262).

<sup>183</sup> Heinrich Braun (1854–1927) engagierte sich als Politiker und Publizist für die Sozialdemokratie. Er war Herausgeber der »Neuen Zeit«, des »Sozialpolitischen Centralblatts« und der Wochenschrift »Die neue Gesellschaft«. Harden war mit ihm und seiner Frau Lily, einer Schriftstellerin und Protagonistin der Frauenbewegung, gut bekannt (vgl. Anm. 184).

<sup>184</sup> Georg Bernhard (1875–1944) war ursprünglich Buchhalter und schrieb als junger Mann regelmäßig finanzpolitische Kommentare für die »Zukunft«. Er war Mitglied der Sozialdemokraten. Als die »Zukunft« auf dem Dresdner Parteitag von 1903 drei Tage lang wegen Hardens angeblich böseartig reaktionärer Haltung gegenüber den Sozialisten maßlos angegriffen und u.a. als das schmutzigste Blatt Deutschlands bezeichnet wurde, traf der von Bebel und seinem Umfeld ausgehende Angriff auch Hardens sozialdemokratische Bekannte wie Georg Bernhard und Heinrich und Lily Braun. Unter dem Eindruck der allgemeinen Stimmung verzichteten diese auf eine Entgegnung und wandten sich mit der Parteimehrheit gegen Harden (vgl. Young, Harden, S. 85–87). 1906 trat Bernhard aus der SPD aus. 1931 unternahm er einen kurzfristigen Versuch, die »Zukunft« neu ins Leben zu rufen.



de mir auch aufdringlich scheinen, durch die Thür, die solcher »geschäftliche« Besuch offenläßt, in einen gesellschaftlichen Verkehr zu schlüpfen. Ich gehe absolut nur zu Menschen, die mich darum bitten, dazu auffordern, ich glaube nicht, damit unhöflich zu handeln. Kann einfach nicht anders. Wenn ich den Grafen (den ich ungemein hoch schätze) verletzt habe, schmerzt michs. Aber sollen Menschen, die beschäftigt sind (innerlich), sich bei Chineserien aufhalten und Gefahr laufen, dem Anderen lästig zu werden? Nicht lieber andeuten: dich sähe ich gern mal wieder, zu dir komme ich nicht nur, um dir eine Selbstanzeige zu bringen?<sup>185</sup>

Und damals wußte ich gar nichts vom Grafen K. (es müssen ca. 7 Jahre darüber vergangen sein) und mußte annehmen: ein geistreicher feiner Herr, der nicht mit dir als Menschen, sondern mit dem über das Papier einer Wochenschrift Verfügenden zu thun haben will.<sup>186</sup>

Herzlich grüßt Ihr

Harden

<sup>185</sup> Weite Teile dieses letzten Absatzes sind, vermutlich mit Lineal, unterstrichen (die ersten drei Sätze, der fünfte, der achte bis zur Schließung der Klammer, sowie der abschließende zehnte Satz; ferner ist die zweite Hälfte – ab: »mußte annehmen« – des folgenden Absatzes unterstrichen). Diese Unterstreichungen stammen wohl von Hofmannsthal, der sich am 6. Juni bei Harden nach dem Vorfall erkundigt hatte. – Von 1896 an stellte Harden in beinahe jeder Nummer der »Zukunft« Raum für Selbstanzeigen zur Verfügung, die von den Autoren selbst oder von den Autoren nahestehenden Personen verfaßt wurden. Sowohl für noch weitgehend unbekannte Schriftsteller wie auch für solche, die sich durch andere Zeitschriften boykottiert fühlten, war dies, bei der Geltung und der Auflage der »Zukunft«, eine wertvolle Möglichkeit, auf sich aufmerksam zu machen. (Die Anfangsausgabe der »Zukunft« von 6000 Exemplaren 1892 war 1902 auf 10.000 angestiegen und verdoppelte sich bis 1914 nochmals auf 21.000 Exemplare. Die höchste Auflage dürfte, mit etwa 23.000 Exemplaren, um 1910/11 erreicht worden sein.) Zu den Autoren, die dieses Angebot nutzten, gehörten Rainer Maria Rilke, Björnsterne Björnson, Peter Rosegger, René Schickele, Max Brod und Heinrich Mann (vgl. Young, Harden, S. 58 und 140).

<sup>186</sup> Spätestens im Folgejahr 1906 müssen Kessler und Harden aber dann doch eine auch gesellschaftliche Beziehung aufgenommen haben, wie aus einem Brief Hardens an Rathenau vom 25. Oktober 1906 hervorgeht (BW Rathenau – Harden, S. 502). Offenbar bewahrte Harden aber Kessler gegenüber weiterhin eine distanzierte Haltung. – Bereits am 22. Oktober 1905 erwähnte Kessler in einem Brief an Hofmannsthal ein »Gespräch mit Harden« (BW Kessler, S. 107).

[gedr. Briefkopf]  
Savoy-Hotel Berlin  
Friedrichstr. 103

[22. November 1905]<sup>187</sup>  
in grässlicher Eile, Mittwoch früh

lieber Herr Harden, ich bin etwas unglücklich dass Sie gestern nicht da waren,<sup>188</sup> nicht nur der Thatsache wegen, die mir sehr leid thut, sondern es compliciert sich auch dadurch dass ich mir den Kopf zerbreche, ob nicht außer dem Zeitmangel doch noch etwas daran ist, ob etwas wie ein Fehler meinerseits. Aber ich kann es nicht finden. Als ich ankam sagte mir R. Sie würden uns gewiss die Freude machen zu kommen, wenn er Ihnen in unser beider Namen telephonierte. Gestern um 1<sup>h</sup> sagte er mir Sie hätten abgesagt, weil Ihnen die (für uns schwer zu fixierende, aus 100 Gründen) Stunde nicht passte. Darauf rief ich im Telephon Sie an, sprach mit einem Dienstmädchen, rief dann die Druckerei an, dann den Verlag. Indessen wurde es später und später. *Endlich* lief ich nochmals Grunewald anrufen und erhielt durch Ihre Gemalin (der ich mich sehr zu empfehlen bitte) die betrübende Auskunft, auch wenn Sie jetzt nachhause kämen, würden Sie nicht mehr ausgehen. Wie traurig! Heute bin ich halbtodt gehetzt. Lesse der Sorma, Kayssler ihre Rollen u. s. f.<sup>189</sup> Bitte schreiben Sie mir 2 kurze nette Worte (nicht mehr) nach Bremen (bei Alfred Heymel, Horn 17) wohin ich morgen früh fahre.<sup>190</sup>

Ihr

Hofmannsthal

<sup>187</sup> Offensichtlich falsch datiert im Briefwechsel Rathenau – Harden, S. 399, Anm. 5 (dort: 1. Februar 1905). Die Datierung ergibt sich aus Hofmannsthals Briefen an Alfred Walter Heymel vom 13. November (HJb 1/1993, S. 52) und seinem Brief an Gertrud Eysoldt vom selben Tag (B II, S. 221). An Gertrud Eysoldt schreibt er, er komme »den 20. vormittags in Berlin an« und wohne im Savoy. Am 23. müsse er in Bremen vorlesen. In den drei zwischenliegenden Tagen müsse die Besetzung für »Ödipus und die Sphinx« gemacht werden, wobei auch bereits von »der Sorma« die Rede ist. Ähnlich erläutert er Heymel den terminlichen Rahmen und bestätigt seine Berliner Adresse und seine Ankunft in Bremen am 23. November. Vgl. hierzu auch Hofmannsthals Brief an Kessler vom 4. November (BW Kessler, S. 109). Zudem fiel der 22. November 1905 auf einen Mittwoch.

<sup>188</sup> Offensichtlich hatte Hofmannsthal Harden zur Vorlesung des neuen Stücks hinzugebeten.

<sup>189</sup> Bei der Uraufführung von »Ödipus und die Sphinx« spielte Agnes Sorma die Jokaste, Friedrich Kayssler den Ödipus.

<sup>190</sup> Zur persönlichen Beziehung zu Alfred Walter Heymel vgl. BW Heymel (1998).

Grunewald

25 / 1 1906

Lieber Herr von Hofmannsthal,

leider erfahre ich Ihren Wunsch, mich heute zu sehen, zu spät. Es thut mir sehr leid. Ich hatte zu heute schon Menschen bestellt. Meine Absicht war eigentlich, Sonnabend zur Probe zu kommen. Es thut mir sehr leid, daß ich heute nicht mehr konnte.

Herzlich ergeben

Harden

[Postkarte]

27 / 1 06

Lieber Herr Hofmannsthal, ich möchte nicht, daß durch das reichliche Gerede der Grundton, auch nur 24 Stunden lang, unrein klänge. Sehr herzlichen Glückwunsch u. Dank. Es ist schon eine Sache.

Ich fand über 40 Briefe u. Aehnliches; deshalb nehme ich e. Karte, um nicht in die Versuchung des Plauderns zu gerathen. Morgen, mit etwas ruhigerem Kopf (Migräne ist da) schreibe ich ganz knapp an Herrn Reinhardt nochmal alles Wesentliche, was mir zu wünschen bleibt. Er hats Montag früh im Theater. Gänzlich bescheiden und unverbindlich. Das versteht sich. Ich habe nicht den Fehler, in diesen Dingen leichtfertig zu urtheilen (zu viel Respekt vor der Arbeit); u. möchte nicht *mißverstanden* sein. Ich halte den ersten Akt für den in der Regieleistung noch unfertigsten; [...] einiges Andere will ich schriftlich andeuten, [...] <sup>191</sup> was alles leicht falsch nuancirt klingt.

Herzlich Ihr

H.

8<sup>h</sup> abends

[31. Januar 1906] <sup>192</sup>

lieber Herr Harden

wie gern möchte ich Ihnen lange schreiben, auf Ihren wunderschönen Brief, den Reinhardt mir ganz vorlas, Punkt für Punkt eingehen –

<sup>191</sup> Jeweils Textverlust.

<sup>192</sup> Dieser Brief ist bereits von Rudolf Hirsch in der »Neuen Rundschau« veröffentlicht worden (91. Jg., 1980, Heft 2).



aber die heutige Probe ging so elend, Reinhardt und ich waren so unglücklich und deprimiert – jetzt kann ich nicht. Roller, der so wunderschönes für das Stück geschaffen hatte, ist – bei aller Bewunderung für Reinhardt, absolut unglücklich über die klägliche, provinzmäßige Unzulänglichkeit des technischen Apparates, des Personals, etc. Was für ein hässlicher Tag.

Ich saß drin und sagte mir: dieses Stück *kann* niemandem gefallen, Reinhardt dachte das gleiche.

Lieber Herr Harden, alles was Sie sagten, ist so voll unvergleichlicher Einsicht in das Ganze des Stückes, wie gern hätte ich *jeden* Punkt durchgeführt, und wie scheitert so vieles an der Unbiegsamkeit des Materials. Dort wo Jokaste dem Ödipus abräth, die That zu thun, hatte ich einen murrenden Vers des Volkes eingefügt, nun erklärt Kayssler, dieses Neue bringt ihn so aus der Stimmung, dass es ihm den Actschluss umwirft und so muss man es wieder lassen.<sup>193</sup>

Winterstein wollten wir markiger machen – nun *brüllt* er, so dass ich wieder zum ersten Ton zurück muss. O Theater!<sup>194</sup>

Morgen ½ 11 pünktlich ist die Generalprobe. Darf ich mir wünschen, dass Sie kommen wieder<sup>195</sup> Stunden Ihrer Zeit, die Kraft Ihrer Nerven dieser Sache opfern, nichts essen, nachhausfahren und die fünfzig quälenden Briefe finden, soll ich sie nicht lieber bitten sich zu schonen und uns diesen kostbaren Zuhörer für den Freitag abend<sup>196</sup> möglichst frisch zu erhalten? Ich weiß nicht.

Dankbar Ihr

H.

<sup>193</sup> Ende des zweiten Aufzuges.

<sup>194</sup> Eduard von Winterstein (1871–1961) spielte den Phönix. Er gehörte, wie Agnes Sorma, Louise Dumont oder Friedrich Kayssler zu denjenigen Schauspielern, die zunächst in Otto Brahms naturalistischem Theater tragende Rollen gespielt hatten und später – um 1900 – zu Max Reinhardt übergingen.

<sup>195</sup> An Walther Rathenau schrieb Harden am selben Tag: »Ich war sechs Stunden auf einer Sphinxprobe (wahrscheinlich zwecklos, nur weil es so dringend gewünscht wurde; gewöhnlich bleibt man doch bei seinem Leisten) und habe mich recht arg erkältet, weil ich in einer Pause aus dem muffigen Saale lief. Ich glaube, Herr Kayßler wird etwas für Sie sein; wenn er Wort hält; keusche Männlichkeit.« (BW Rathenau – Harden, S. 453)

<sup>196</sup> Zur Premiere.

Lieber Herr von Hofmannsthal,

für Ihren lieben Brief danke ich Ihnen herzlich. Meine paar Glossen verdienen gar nicht so freundliche Anerkennung. Was der Empfangende dem Dichter zurückgeben kann, ist so wenig.

Ich wäre gern auch noch zur Generalprobe gekommen, aber ich wage es nicht. Jedes Bedenken, das man dann noch ausspräche, wäre so gefährlich, so leicht irritierend. Man müßte sich fürchterlich in Acht nehmen. Mir scheint, prinzipiell, ein ewig fortgeerbter Fehler, daß die Generalprobe (wenns leider nur eine ist) nicht durch mindestens drei Tage von der ersten Aufführung getrennt ist. Wenn man die ganze Sache zum ersten Mal vollständig vor sich sieht, zeigt sich stets etwas Besserungsfähiges. Dann muß aber Zeit sein, die Besserung auch zu bewirken. Käme ich nun heute, dann müßte ich mir den Mund sperren: u. dann hätte es ja keinen Zweck.

Übrigens wird es im Ganzen doch vorzüglich, glaube ich. Trotz dem déprit der gestrigen Probe. Solche Tage sind unausbleiblich, leider.

Was mir noch immer durch den Kopf geht, ist, ob das Publikum sofort weiß: Er erschlägt seinen Vater. Nach meiner Meinung müßte entweder in der Totschlagsszene (absente Ged.) gesagt werden, daß der Wanderer König Laios ist, oder in der Volksszene die Art, wie Laios starb, so erwähnt werden, daß auch der Dumme merkt: Aha, das war die Geschichte im ersten Akt. Aber ich hoffe, hierin Unrecht zu behalten.<sup>197</sup>

Daß Herr Kayßler übrigens schon so »schwierig« geworden ist, betrübt mich. Eine winzige Aenderung vier Tage vor der Premiere ablehnen! Primadonnenhaft! Ich, als Regisseur, hätte ihm harte Worte gesagt.

Als Nachhall Ihrer halb scherzhaften Worte (man solle für ein bestimmtes Personal schreiben) kam mir übrigens die Erkenntnis, daß Kayßler noch viel mehr Hippolytos als Oedipus sein könnte.<sup>198</sup> Da

<sup>197</sup> Auf diesen Kritikpunkt kommt Harden nochmals im zweiten Teil seiner Besprechung des Stücks zurück (Anm. 216).

<sup>198</sup> Hippolytos, Sohn des Theseus und Stiefsohn der Phaidra, ist der – weitgehend passive – Held der Tragödie »Der bekränzte Hippolytos«, mit der Euripides bei den Dionysien des Jahres 428 in Athen den Tragikerwettkampf gewann.

würde *Alles* passen. Bei Ihnen viel. Doch schadet K. bei mir, daß er vom ersten Wort an weiß, was diesem Oedipus später in Theben u. auf Kolonnos passiert.

In der sehr sachgemäßen Vornotiz vermisste ich den Hinweis, daß *dieser* Theil der Sache von den Alten *nicht* behandelt, wenigstens nicht auf uns gekommen ist.

Nun wollen wir der starken und schönen Sache vertrauen. Es ist doch ein Segen, daß man für so Etwas jetzt einen so künstlerischen Menschen wie Reinhardt hat.

Herzlich der Ihre

Harden

[Postkarte]

[3. 02. 1906]

An Herrn Dr. Hugo von Hofmannsthal, Berlin, Savoy Hotel.

Grunewald, 12 Uhr 15

Gratulator!

M. H.

[...] n'a pas tenu ce qu'il promettait. [...] 'était une privée bayrenthienne. [...] <sup>199</sup> [s]ublime.

den 19<sup>ten</sup>, abends  
[Februar 1906] <sup>200</sup>

lieber Herr Harden

seltsam wie still es hier ist, und wie weit nun diese fiebernden Tage, Wochen — und nun ist dies auch für immer vorbei. Ich denke so stark den Tag, wo Sie auf der Probe waren und diese zerrüttende Müdigkeit einen dem anderen vielleicht näher brachte als je zuvor eine andere Stunde.

Und nun hab ich Ihren ersten Aufsatz hier. Was für ein Aufbau! Mit was für Händen Sie so etwas anrühren: alles fassen zu wollen!

<sup>199</sup> Jeweils Textverlust.

<sup>200</sup> Eine Passage dieses Briefes ist mehrfach gedruckt worden. Zuerst in: »Süddeutsche Zeitung«, 1./2. April 1978. Dann in: SW IX Dramen 7, S. 245. Zuletzt in: Hirsch, S. 340.



Mythos, und das Werden des Mythos und wie Dichter zum Mythos stehen ... und das alles in die widerstrebenden Köpfe hineinhämmern<sup>201</sup> – was für eine aufregende Leidenschaft, immer wieder und wieder Kraft herzugeben, gegen Felsen zu schäumen, Jahre lang, 14 Jahre,<sup>202</sup> es hat etwas schwindelndes.

Ich freue mich so sehr auf den zweiten Aufsatz, so sehr dass ich manchmal denke, er kommt gar nicht, es [...] nicht, Sie werden krank [...]<sup>203</sup> Gott weiß was. Hoffen[tlich] nicht! Antworten Sie nur bitte nicht

<sup>201</sup> Die ersten acht Seiten seines langen »Oedipus«-Aufsatzes vom 17. Februar 1906 verwendete Harden auf die Nacherzählung der mythischen Stadtgeschichte Thebens und seines Herrschergeschlechts. – Dieser Zusammenfassung läßt er drei Kommentare zum »Oedipus rex« von Sophokles folgen: Goethes Bemerkungen gegenüber Eckermann, die gegenüber den »sittlichen Endzwecken« die »wirksame und kunstgemäße Behandlung« des Stoffes durch Sophokles betonen; Nietzsches Kontemplation in der Frühschrift »Geburt der Tragödie« über den Zusammenhang zwischen »Naturwidrigkeit« und emanzipatorischer Menschheitstat, die, wie Harden anmerkt, weit mehr mit Wagners Siegfried als mit Oedipus zu tun habe; schließlich die Charakterisierung des Oedipus-Dramas durch Wilamowitz-Moellendorf als »Tragoedie von der Nichtigkeit des Menschenglückes«. Nach diesem quasi-philologischen Zwischenteil kommt Harden auf Hofmannsthals Stück zu sprechen, dem er das Drama gleichen Titels von Joseph Péladan, das Hofmannsthal zu seinem »Oedipus« angeregt hatte, in knappem Vergleich gegenüberstellt. Die drei Jahre zuvor uraufgeführte Tragödie des Franzosen handle vom »Triumph der Willenskraft«. Sie sei »ziemlich leer«. Hofmannsthals Drama hingegen zeige »den Träumer, der in den Reichen der Phantasie lebt, in selbst geschaffenen Welten, und dem nur, wenn das Blut aufschäumt, im Hirn ungehemmt die That entsteht. Gar nicht einen Mann eigentlich: ein Geschlecht, dessen arges Erbe dem bleichen Enkel im Blut liegt. Daß Herr von Hofmannsthal von erster Beschäftigung mit dem Pentheusstoff kam, ward ihm zum Heil. Er kennt die Kadmeioniden«. In diesem Ansatz zum Verständnis von Hofmannsthals Stück liegt die Begründung für Hardens dramatische und umständliche Nacherzählung des Mythos, auf die Hofmannsthal so enthusiastisch reagierte. Hardens Einsicht zufolge ersetzt Hofmannsthal den Mechanismus des von den olympischen Göttern gelenkten Schicksals durch den Determinismus der modernen Vererbungslehre: »Denn brauchte dieser Dichter kein Fatum; kein anderes als der nordische Gnom, durch dessen unheimliche Häuser Gespenster schleichen. Hier herrscht nicht Delphis Spruch, hadert auch kein Ares gegen Hephaistos. Die Toten sprechen. Im Blute des Enkels hausen die Ahnen und schleifen ihn, jagen rastlos ihn vorwärts, über Leichen hinweg, durch Gräuel und Schmach, auf ihren Thron, den sie nur Einem aus ihrem Stamm gönnen.« Mit diesem Hinweis auf Ibsen und der Aufforderung, das Stück im Theater selbst zu erleben, schließt der erste Aufsatz: »Gehet hin und laßt Euch des langen und oft auch quälenden Schauens Mühe nicht verdrießen! Aus dem tiefsten Born des Mythos hat hier ein Dichter geschöpft; einer, dem Mythen athmen, unverklich leben und immer noch, wie in ihrem Lenz, neue Frucht treiben«.

<sup>202</sup> Seit der Gründung der »Zukunft« im Herbst 1892.

<sup>203</sup> Jeweils Textverlust.

auf diese Zeilen, ich spüre in mir so sehr die grenzenlose Müh und Qual des Schreibens, des Hervorholens aus dem inneren Mark, diese Packete von Briefen die immer daliegen wenn Sie nachhause kommen.

Ich baue auch in meiner Weise. Es ist unglaublich wie viel Figuren und Schicksale man manchmal sieht. Ganze Abgründe voll angehaener Blöcke. Finstere Möglichkeiten, ungeheure gegen einander wüthende Welten aus bohrender Prosa aufzubauen, tiefe dunkle Welten mit denen verglichen, Kreon nicht mehr ist als ein einziger schäumender Wellenkamm verglichen mit dem finsternen Meeresabgrund –

Pentheus,<sup>204</sup> Jedermann,<sup>205</sup> Ödipus der Magier,<sup>206</sup> Semiramis,<sup>207</sup> König Kandaules ...<sup>208</sup>

Und von wie weniger weniger Menschen *wirklicher* Theilname dies alles lebt: Sie, Max Reinhardt, Harry Kessler, van de Velde (ein wundervoller Mensch, nichts als Klugheit und Energie, Sie müssten ihn wiedersehen, er auch steht innerlich so schön zu Ihnen) die Eysoldt, mir fällt schon niemand mehr ein, ja noch hier Beer Hofmann ... vielleicht hab ich einen oder zwei vergessen. Und dabei bin ich noch viel reicher an Freunden als Hebbel, reicher als Grillparzer.

Hier, hab ich den Eindruck, wird man den Ödipus nicht spielen. Der Obersthofmeister sagte zu der mir befreundeten Fürstin Taxis etwas, das sie so deutete und ich auch.<sup>209</sup> Gründe? Hintergründe? Machination des Dr. Schlenther, damit ich den Grillparzerpreis nicht

<sup>204</sup> Der Dramenplan nach Euripides »Die Bacchen/Pentheus« beschäftigte Hofmannsthal zwischen 1892 und 1918, ohne über Notizen hinauszugelangen (SW XVIII Dramen 16, S. 47–60 und 377–84).

<sup>205</sup> Vgl. SW IX Dramen 7.

<sup>206</sup> Vgl. »Des Ödipus Ende«, einen Plan aus dem Jahr 1901 (SW XVIII Dramen 16, S. 251–71 und 507–13).

<sup>207</sup> An dem Drama »Semiramis – Die beiden Götter« arbeitete Hofmannsthal zwischen 1905 und 1922 (SW VI Dramen 4, S. 105–56 und 303–99).

<sup>208</sup> Bei »König Kandaules« handelt es sich um einen Dramenplan Hofmannsthals aus dem Jahr 1903, der unvollendet blieb (SW XVIII Dramen 16, S. 272–85 und 514–21).

<sup>209</sup> Marie Fürstin Thurn und Taxis, geb. Prinzessin Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1851–1934), die mütterliche Freundin Rilkes. Für das »Märchen für erwachsene Kinder« »Vom Kaiser Huang-Li«, das die Fürstin Taxis 1922 in einer Luxusausgabe von 200 Exemplaren veröffentlichte, verfaßte Hofmannsthal ein kurzes »Geleitwort« (GW RA II, S. 162).

kriege?<sup>210</sup> Möglich. Sonderbare Welt. Ich freue mich, dass es mich nicht sehr trifft.

Ihr

Hofmannsthal

[Postkarte]

An Herrn Dr. Hugo von Hofmannsthal in Rodaun b/ Wien

Grunew[ald]<sup>211</sup>

[Ende Februar 1906]

Lieber Herr von Hofmannsthal, nur mit einem Wort [...] Brief danken. Ihre Ahnung war leider richtig. Ich wurde krank. Dann mußte ich in München reden (für Bahr).<sup>213</sup> Ein Idiot zwingt mich, um in guter Gesellschaft durch die Zeitungen zu spazieren, vor einem Schöfengericht zu beweisen, daß ich nicht die Literatgewohnheit habe, mich von Banken bestechen zu lassen.<sup>214</sup> Dann der fürchterliche Schnitzlerabend, dieses Erlebnis, daß ich herauslief und mich fragte, wie ichs verantworten könne, für diesen Dramatiker je eingetreten zu sein ...<sup>215</sup> Entschuldigen Sie, ich rede schon viel zu viel; u. hatte eine

<sup>210</sup> Vgl. Anm. 135.

<sup>211</sup> Textverlust.

<sup>212</sup> Textverlust.

<sup>213</sup> Wohl im Zusammenhang mit Hermann Bahrs Berufung zum Oberregisseur des Münchener Prinzregenten-Theaters (vgl. auch: Otto Falckenberg, Zum Fall Bahr, in: Schaubühne, 2. Jg., Nr. 4 vom 25. Januar 1906, S. 103–05). Nachdem der Vertrag, den Bahr im Oktober 1905 unterschrieben hatte, wieder zurückgezogen worden war, holte Max Reinhardt Bahr 1906 als Regisseur nach Berlin. — Am 20. Januar 1906 schrieb Harden an Rathenau: »Der Münchener Unfug soll nun am 22. oder 23. Februar sein.« Der Herausgeber des Briefwechsels Hans Dieter Hellge erläutert dazu: Max Halbe habe Harden bereits im Oktober 1905 zu einem Vortrag über ein politisch-kulturelles Thema vor der »Dramatischen Gesellschaft« eingeladen, deren Vorstand Michael Georg Conrad, Thomas Mann, Eduard Graf Keyserling, Albert Langen und Halbe selbst bildeten. Nach wiederholter Mahnung habe der Vortrag schließlich am 22. Februar 1906 stattgefunden (BW Rathenau – Harden, S. 451 und 452). Am 21. Februar teilte Harden Rathenau mit, er müsse am selben Abend nach München (S. 461).

<sup>214</sup> Vgl. Hardens Brief von Pfingsten 1905 und Anm. 178. Der Prozeß war auf den 9. Februar 1906 angesetzt, mußte aber verschoben werden, weil Leuß seinen Schriftsatz erst in der Verhandlung vorlegte. (BW Rathenau – Harden, S. 454f.)

<sup>215</sup> »Der Ruf des Lebens« war am 24. Februar im Berliner Lessing-Theater in der Inszenierung von Otto Brahm uraufgeführt worden.



Karte genommen, um nicht viel reden zu können. Enfin, es ist wieder eine herrliche Zeit. Nun habe ichs versucht. Zufrieden bin ich nicht. Aber je mehr ich mich mit diesem Werk beschäftige (u. ich that es ziemlich viel), um so sicherer werde ich seines langen Lebens. Und daß ich noch oft darüber reden werde.<sup>216</sup>

<sup>216</sup> Am 3. März, zwei Wochen nach dem ersten Teil, erschien in der »Zukunft« der zweite Teil der Besprechung (14. Jg., Bd. 54, S. 346–56). Von den elf Druckseiten des »Theater« überschriebenen Textes entfallen gut zehn auf den »Oedipus« Hofmannsthals. Auf einer knappen Seite folgt dann, als »Satyrspiel«, der Verriß von Schnitzlers »Ruf des Lebens« (vgl. Anm. 218). Zu Beginn des Artikels wiederholt Harden seine These, daß das im antiken Drama waltende Schicksal bei Hofmannsthal durch den Determinismus der Blutsverwandtschaft ersetzt sei. Das Blut bestimme auch den Traum. Harden stellt daraufhin die Hauptpersonen des Stücks als einsame Träumer, die die Realität verfehlen, dar: die Großmutter Antiope, Oedipus selbst, den Schwager Kreon. Während Oedipus »die von innen ausstrahlende Phantasie den Schein heldischen Vermögens« verleihe, ist Kreon, dem die Einbildungskraft »alle Möglichkeiten und Hindernisse vors innere Auge zwingt«, durch die »Überfülle der Phantasie gelähmt«. Dennoch kann er Oedipus beerben, weil er, während jener sich »durch Thaten [...] von seinem Geschick loskaufen zu können« glaubt, »in seiner bängsten Stunde erkannt hat, daß für Thaten nichts feil ist und als Kaufpreis hoher Dinge nur die ganze Seele genügt.« Auch Teiresias, Kreons Knabe, Laios, Jokaste, selbst das Volk werden von Harden als Träumer gekennzeichnet. Auf jeder Brust liege ein Alb. »Dieses Athems Wehen giebt dem Gedicht seinen Rhythmus. Und hier glaube ich ein Ziel des Dichters zu erkennen. Den tiefsten Born alter Mythologie wollte er aufgraben. Neben einander hausen einander fremde Geschlechter, paaren sich in wilder Brunst und lassen sich wieder. Aus dem Blut und der Lebensangst gebären sich laute Träume. Und von einer zur anderen belasteten Brust webt der Mundhauch leise den Mythos.« Danach kommt Harden auf die »Mängel des Werkes« zu sprechen, die selbst der Kurzsichtige merke: die Architektur sei nicht einfach, nicht stark genug und ende in wirrem Barock; die Sprache, »wundervoll tönend« auf den Höhepunkten, sei von Anklängen, biblischen und modernen, nicht frei; »Bildung« werde vorausgesetzt: »und das Drama soll jedem hellen Sinn doch zugänglich sein«; der Zwang, die Nothwehr, die Oedipus treibe, den Vater zu töten, werde nicht sichtbar; daß er zuvor schon einen Menschen getötet habe, entadle zudem »moderner Empfindsamkeit seine Schicksalthat, die sein erster Todtschlag sein müßte (war aber nöthig, um ihn als blinden Knecht seiner Blutwallung zu zeigen, den nicht erst der delphische Spruch ins Verderben reißt)«; der »fein erdachte Magier« schädige die Wirkung, die von Teiresias ausgehe; in Kreons Gemach seien »die Farben zu bunt gemischt; man denkt an Shakespeare und Ibsens Kronprätendenten, einen Augenblick an Byrons Brut und, wenn der Zwerg hineinhüpft, gar an Beardsley. Da ist zu viel Kultur und zu wenig schlichte Einfalt«; den Schluß habe er sich dionysischer gewünscht, nicht so »feierlicher Ehrfurcht voll und mit zu vielen Sentiments behängt«; schließlich sei betrüblich, »daß auch diese Frucht nicht völlig reif auf den Markt kam.« Jeden Herbst müsse jetzt ein Drama reifen. Dabei habe es noch Ibsen nicht unter zwei Jahren getan. Und Hofmannsthal hätte, so Harden, für seinen »Oedipus« sicher die »knappste und stärkste Form« gefunden, »wenn die Geduld in ihm mächtiger gewesen wäre als der Drang nach dem Kranz.« Den aber

Und Ihnen kanns so furchtbar gleichgiltig sein, was einer »darüber« sagt!

Jedenfalls bin ich noch nicht fertig mit Alledem, was ich sagen möchte. Sehr gelähmt hatte mich, daß ein Dutzend Halbesel mir Diskussionen über das Werk aufdrängten. Es ist ziemlich sonderbar, wie von gewissen Seiten gegen die Sache gewühlt wurde. Und ich bin dann so dumm, zu reden, — u. wenn ich geredet habe, kann ich nichts schreiben (*quel sale métier, mon dieu*).

Ich danke Ihnen aufrichtig. Ihre Theilnahme, Ihre Mühe thut mir so sehr wohl.

Bald etwas mehr.

Ihr

H.

Ich schicke Ihnen das Zeug nicht, weil mirs wider die Natur ist.

Rodaun

4. III. 06<sup>217</sup>

lieber Herr Harden

die kleine engbeschriebene Karte freute mich so sehr, ich glaubte zu fühlen, dass Sie mich brauchen und das freut mich so sehr, — so selten darf man's aus eines Menschen Worten heraushören — von so wenigen will mans gerne hören — und nun kam dieser Aufsatz, dieser unglückselige Teil über das Stück von Schnitzler und ich bin so bestürzt, so empört und traurig zugleich über dies Furchtbare in Ihnen, diese dämonische Heftigkeit, diese Gabe, so furchtbar weh zu tun — ganz altes ist wieder aufgewühlt, jener alte böse Aufsatz von damals (ich glaube man vergisst im Leben gewisse Dinge sehr schnell und gewisse

dürfe ihm, »trotz der Hast des Griffes«, keiner weigern. Harden weist auf die charakteristische Atmosphäre, die um die Figuren sei. »In der Gruppe der Alten sondern die Individuen sich, doch der Grundton des Wesens ist gleich.« Und er formuliert als Hofmannsthals Er rungenschaft, was dieser in den folgenden Jahren immer stärker ins Zentrum seiner Arbeit als Dramatiker gerückt hat: »Was zwischen den Menschen ist, aus dünnen Fäden über die von Worten bewegte Luft hinweg von einer zur anderen Seele Brücken webt, kommt hier, nur dem Blöden unsichtbar, ans Licht.« Er wüßte nicht, schließt Harden seine Besprechung, was er heute loben solle, wenn er vor dieser Dichtung lau geblieben wäre.

<sup>217</sup> Dieser wie der nachfolgende Brief Hofmannsthals vom 11. März sind bereits 1980 von Rudolf Hirsch in der »Neuen Zürcher Zeitung« (Nr. 63 vom 15./16. März, S. 67) publiziert worden; später nachgedruckt in: Hirsch, S. 188–89 und 189–91.

Dinge nie) über meine ersten Stücke<sup>218</sup> – – lieber Herr Harden, ich bin voller Traurigkeit und einer sonderbaren Angst: ich fühle mit so entsetzlicher Klarheit, wie weh man Ihnen thuen kann und wie weh Sie thuen können, und ich kann das so gar nicht abschütteln, dass jetzt zwischen uns etwas sehr trauriges vorgefallen ist, – seltsame beklemmende Einbildungen, wahrer als die Wahrheit.

Bitte lassen Sie mich etwas schreiben, was mir seit heute morgen im Kopf herumgeht, bitte thuen Sie es, ich kann nicht oft im Leben in diesem Ton einen Menschen um etwas bitten – bitte schlagen Sie es nicht ab.

Lassen Sie mich in der »Zukunft« etwas schreiben, es soll heißen »Gespräch über einige neuere Theaterstücke« und soll ein Gespräch

<sup>218</sup> Seinem zweiten Aufsatz über »Ödipus und die Sphinx« (vgl. Anm. 216) hatte Harden als »Satyrspiel« einen heftigen Verriss von Schnitzlers neuem Stück »Ruf des Lebens« (vgl. Anm. 215) angefügt: »Nach der Tragödie das Satyrspiel. »Der Ruf des Lebens, Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler.« Von dem feinen Künstler also, der uns den »Schleier der Beatrice« und »Lebendige Stunden« gab. Der rechte Ton ist nicht leicht zu finden. Im ersten Akt vergiftet ein geiles Frauenzimmer den kranken Vater, um in der Nacht neben einem Lieutenant zu liegen. Im zweiten Akt knallt, im Kasernenzimmer dieses Lieutenants, ein Oberst, der vorher den Mann von Eisen gemimt hat, seine Frau nieder, weil sie, immer mit dem selben unglücklichen Lieutenant, die Ehe gebrochen hat. Da die hysterische Mörderin die Geschichte hinter einem Vorhang belauscht hat, kann sie mit ihrem Buhlen rasch noch ins Bett. Sie kommt von der Leiche des Vaters und findet ihn vor dem noch nicht erkalteten Leib der Geliebten; aber im Bettchen ists warm. Zwischen dem zweiten und dritten Akt erschießt sich zuerst der doppelt, dann ein einfach geliebter Lieutenant und ein Fabelkürassierregiment jagt in den Opfertod. Im dritten Akt stirbt, an der Schwindsucht, wie sichs gehört, eine Prostituirte, die sich für Opheliens Base ausgeben möchte, die Mörderin zeigt sich im Trauerkleid und im Martyrglanz und scheint nach der einen Nacht (der Lieutenant war auch gar zu strapaziert) keinen Hunger nach Männerfleisch mehr zu spüren; und ein philosophischer Doktor versichert, daß eine Frau auch leben kann, ohne zu morden und Hure zu werden. Einem Forstadjunkten ist während all des Geredes das Herz im strammen Heldenleib gebrochen. Der rechte Ton ist nicht leicht zu finden. Soll ich einfach sagen, daß ich selten ein Erbärmlicheres, Widrigeres und zugleich Langweiligeres auf einer Bühne sah? Wozu? Herr Schnitzler hat sich offenbar ja einen Spaß gemacht. Aus schimmelnden Resten und ranzigen Feuilletonphrasen ein Ragout angerichtet: zu sehen, ob die sich gar so modern, sachverständig, verwöhnt Dünkelnden auch diesen eklen Fraß herunterschlängen, wenn auf der Speisekarte eine berühmte Firma steht. Der Direktor des Lessingtheaters war natürlich mit im Karnevalsgeheimniß; und Beide sind nun froh, daß Ihre Kundschaft die Probe bestanden und vernehmlich gerülpst hat. Nur Herr Rittner war für die Schnurre nicht zu haben. Er zeigt, als Forstadjunkt, daß der Einfall, öffentlich seinen Beruf zu prostituiren, ihn zur Scham, nicht zur Fröhlichkeit stimme.«



dreier Freunde sein über Pippa,<sup>219</sup> über dieses Schnitzler'sche Stück und über ein Stück von Eulenberg,<sup>220</sup> und die drei Freunde sollen alles

<sup>219</sup> Gerhart Hauptmanns »Glashüttenmärchen« »Und Pippa tanzt!« war am 19. Januar im Berliner Lessing-Theater unter der Regie von Otto Brahm uraufgeführt worden. Hofmannsthal waren bei der Premiere anwesend, was Hauptmann schon am 18. Januar im voraus eigens in seinem Tagebuch vermerkte: »Heut ist der Tag der Generalprobe von »Pippa tanzt«. Es werden viele Menschen da sein: auch Hofmannsthal und Wedekind« (HB 37/38, 1988, S. 42). Am Tag nach der Uraufführung schrieb Gerty von Hofmannsthal an ihren Schwiegervater: »Gestern war die Premiere im feindlichen Lager, (der gute Brahm ist aber gar nicht feindlich) die leider nicht sehr glücklich war. Der erste Act ist durchaus reizend während man in den übrigen Acten immer weniger versteht was vorgeht und so am Schluß kein angenehmes Gefühl hat. Die Leute haben Hauptmann riesig beklatscht, einiges Zischen war auch, aber ich glaube kaum dass irgendwer wirklich ehrlich war. Nachher war hier das Essen mit sehr viel »berühmten« Menschen.« (HB 37/38, 1988, S. 42) Hofmannsthal selbst hat sich Hauptmann gegenüber sowohl privat wie öffentlich wiederholt sehr positiv zu dem Stück geäußert (vgl. HB 37/38, 1988, S. 50 und 70). Das 1906 bei Fischer veröffentlichte Buch befindet sich in Hofmannsthal's Bibliothek. – Weniger zustimmend war die Reaktion Hardens, der Hauptmann überhaupt kritisch gegenüberstand (vgl. den Abschnitt »Gerhart Hauptmann« bei Weller, Harden, S. 322–24). Am 20. Januar teilte er Walther Rathenau seine Eindrücke von der Premiere mit: »Mein Wunsch, Ihnen gestern [...] noch telegraphisch einen vollen Sieg Ihres neuen Freundes melden zu können, ließ sich leider nicht erfüllen. Gewiß nicht nur, weil *ich* nicht sehr befriedigt war (denn ich hatte mich auf ein objektives Bulletin vorbereitet); sondern, weil die widrige Heuchelei des Schauböbels keine irgendwie klare Konstatierung ermöglichte. Aber Frau Fürstenberg, die bei den unverständlichsten Dingen wütend klatschte, findet sicher, die Seele deutscher Märchenwelt sei zu wundervollem Klingen gebracht. Mit meiner eigenen Impression Sie privatim zu behelligen, wäre zwecklos. Wedekind schrieb mir, über dieses Werk hinaus gebe es nichts mehr.« Zwei Tage später schrieb Harden an Rathenaus Mutter, daß Hauptmanns Stück »wirklich schlimm« sei. (BW Rathenau – Harden, S. 451; dort auch Erläuterungen zu Rathenaus Begeisterung für Hauptmann, den er im Januar 1905 durch Vermittlung von Alfred Kerr kennengelernt hatte. Kerr war unter den Berliner Kritikern der prominenteste Verehrer Hauptmanns, was natürlich dazu beitrug, daß Harden die Schwächen in den Stücken Hauptmanns besonders unnachgiebig geißelte. Wedekinds Urteil über »Pippa« entstand am 18. Januar unter dem Eindruck der Generalprobe; vgl. Frank Wedekind, Thomas Mann, Heinrich Mann: Briefwechsel mit Maximilian Harden, hg. von Ariane Martin, Darmstadt 1996, S. 56.) Harden besprach das Schauspiel in der Ausgabe der »Zukunft« vom 27. Januar unter der Überschrift »Theater« entsprechend kritisch (Bd. 54, Nr. 17, S. 160–70), wobei er aus seiner neun Jahre zurückliegenden Besprechung der »Versunkenen Glocke« zitierte (vgl. Anm. 34) und verglich es in der »Zukunft« der folgenden Woche in den »Theaternotizen« mit Wedekinds »So ist das Leben«. (Nr. 18, 3. Februar 1906, S. 207f.) – In der »Zukunft« vom 17. März 1906 erschien unter dem Titel »Glashüttenmärchen« nochmals ein Beitrag zu »Pippa«, den Lou Andreas-Salomé verfaßt hatte (Bd. 54, S. 399–404).

<sup>220</sup> Die Idee, neben dem »Ruf des Lebens« von Schnitzler und Hauptmanns »Pippa« auch Herbert Eulenberg's (1876–1949) Trauerspiel »Leidenschaft« (1901) zu besprechen,

sagen, was ich an den drei Stücken schön finde, sollen von den drei Stücken reden wie von einer Blume, einem Thier, einem menschlichen Gesicht.

Sehen Sie, es in den »Tag« oder sonst wohin zu schreiben, das käme mir vor, wie ein Ihnen-weh-tun-wollen, aber wenn Sie michs in die »Zukunft« schreiben lassen, kommt etwas so Schönes hinein, etwas undenfinierbar Gutes und wortlos Vornehmes – wir können's auf zweierlei Weise thun, entweder mit meinem Namen, oder ich schreibe es anonym und Sie setzen eine Anmerkung dazu, in der Sie sagen: ich erlaube einem Freunde oder einem Unbekannten dies zu schreiben, erlaube es, – weil ich will, car tel est mon bon plaisir.<sup>221</sup>

mag als freundliche Geste gegenüber dem Organisator der »Düsseldorfer Morgenfeiern« gedacht gewesen sein, die seit dem November 1905 am neugegründeten und neuerbauten Düsseldorfer Schauspielhaus jeweils sonntag vormittags veranstaltet wurden und in deren erster Spielzeit den Werken Hofmannsthals gleich zwei Matineen gewidmet waren. Bereits am 4. Februar 1906 waren in einer »Moderne Lyrik« bezeichneten Veranstaltung Hofmannsthals lyrisches Drama »Die Frau im Fenster« und seine »Ballade des äußeren Lebens« vorgetragen worden. Am 16. April folgte, in der Reihe »Schattenbilder«, eine »Michelangelo«-Matinee mit Hofmannsthals »Tod des Tizian«. Louise Dumont war an der Gründung des als »deutsches Idealtheater der Zukunft« (L. Dumont) in der Tradition Immermanns gedachten neuen Schauspielhauses sowohl konzeptionell und künstlerisch wie auch finanziell maßgeblich beteiligt. Sie hatte die Idee zu den »Morgenfeiern« und holte den jungen Dramatiker Eulenberg als Dramaturg nach Düsseldorf, der vier Spielzeiten lang die Durchführung der Veranstaltungen betreute. Da Louise Dumont bereits im Mai 1898, in der ersten Theateraufführung eines Stücks von Hofmannsthal überhaupt, unter Otto Brahm die Madonna Dianora, die »Frau im Fenster«, kreiert hatte, liegt die Vermutung nahe, daß auch zumindest das erste Hofmannsthal-Programm vom Februar 1906 auf ihre Initiative zurückgeht. Zu Herbert Eulenburgs Wirken in Düsseldorf vgl. besonders: Frank Thissen: »Edle Arznei für den Alltag«. Herbert Eulenburgs Düsseldorfer Morgenfeiern und die Romantikezeption um 1900, Köln 1992.

<sup>221</sup> Am selben Tag schrieb Hofmannsthal an Arthur Schnitzler, er wünsche sich sehr, »ein paar Stunden mit Ihnen ruhig zu verbringen, von Ihrem Stück zu reden, das ich so sehr schön finde (habs wieder gelesen) und von anderen Dingen. [...] Völlig bestürzt, direct getroffen wie von etwas ganz Schlechtem, die Nerven aufregenden bin ich von diesem unsinnigen brutalen Aufsatz von Harden. So muß man sich denn entschließen, diesen bedeutenden Menschen zu den pathologischen Existenzen, deren Gefährlichkeit mit ihrer Unberechenbarkeit wächst, zu werfen! Wie traurig. Ich mühe mich, es zu begreifen, die Wurzel dieser wilden, um sich fressenden Parteilichkeit, dieser fieberhaften Zerrüttung zu fassen – Ich habe an ihn geschrieben, mit den bittersten Vorwürfen und ihn gefragt, ob er mir erlauben will, in der Zukunft ein »Gespräch über einige neue Theaterstücke« (ich denke an Ruf des Lebens – Pippa – Leidenschaft) zu bringen. Bin neugierig, was er antwortet.« (BW Schnitzler [1983], S. 217) – Schnitzler seinerseits notierte am Tag darauf in seinem Tage-

Bitte überlegen Sie's und lassen mich auf die Antwort nicht zu lange warten.

Ihr

Hofmannsthal.

Ich versuche morgen, Ihnen über den Ödipus-Aufsatz zu schreiben. Wie unglücklich, dass diese zwei Aufsätze der Zufall zusammenschmiedete!

Rodaun

11. III [1906]

mein lieber Herr Harden

mein ganzer Brief war wahrscheinlich unsinnig – unsinnig auch der Gedanke meine unsicheren Erinnerungen an das Stück von Schnitzler

buch: »Über Harden ärgere ich mich kaum; es ist bei ihm doch alles Politik, trifft mich in Wirklichkeit nicht, will mich nicht einmal treffen [...] Abd. Speidels und Hirschfelds da, bis ½ 1. Ich las die Hardensche Kritik vor, die wirklich wahnwitzig ist. U.a. nennt er die Sache auch einen »ekeln Frass« ... Auf dem Spazierg. Vorm. entwarf ich den »Ruf« in 5 Akten (schreiben werde ich wohl nie). Der tiefe Fehler im 3. Akt ist evident (aber darum bin ich noch lange kein Schuft).« (Ders., Tagebücher 1903–1908, S. 188) – Wieder einen Tag später, am 6. März, schrieb Schnitzler mit ähnlichem Tenor an Hofmannsthal (BW Schnitzler [1983], S. 218f). Für das von Hofmannsthal angeregte gemeinsame Treffen schlug Schnitzler den »Samstag Abend« vor, der aber Hofmannsthal nicht möglich war. Ob man statt dessen am Montagabend bei Schnitzlers zusammenkommen wolle? (Vgl. BW Schnitzler [1983], S. 219) Am Montag, den 12. März, heißt es dann in Schnitzlers Tagebuch: »Gustav Schw.[arzkopf], dann Hugo und Gerty zum Nachtm. bei uns. – Dem Hugo, der Harden über seine Bepöbelung des »Ruf« angeblich »bittere Vorwürfe« gemacht und geschrieben, er – Hugo – möchte replicieren; hatte Harden in noch ärgeren Ausdrücken über mein Stück geantwortet, das ihm eine »niedrige Speculation« bedeutet; eine Vertheidigung Hugos wäre ihm willkommen; Anlass »sein Urtheil über meine frühern Sachen zu revidieren.« (Ders., Tagebücher 1903–1908, S. 189). Ob sich Schnitzlers Eintrag tatsächlich auf den Montagabend bezieht, oder ob man sich letztlich bereits am Sonntag getroffen hatte, ist ungewiß. Jedenfalls zog Hofmannsthal bereits am Sonntag in seinem zweiten Brief an Harden seine Idee zurück, nachdem ihn Schnitzlers Brief vom 6. vermutlich darüber beruhigt hatte, daß dieser den Zwischenfall (sein Stück gegenüber dem Hofmannsthal's derart gehässig abgewertet zu sehen) so wenig tragisch wie möglich zu nehmen gewillt war. Auch die offenbar schroff distanzierte Antwort Hardens scheint Hofmannsthal erschreckt und bedrückt und zu diesem Einlenken bewogen zu haben. Der Brief Hardens, den Hofmannsthal an diesen zurücksandte, um ihn gleichsam ungeschehen zu machen, ist nicht überliefert. Vermutlich ist Harden der Bitte Hofmannsthal's, ihn zu verbrennen, nachgekommen. Sein Inhalt und Ton gehen andeutungsweise aus Schnitzlers Tagebucheintrag vom 12. März und aus Hofmannsthal's Antwort an Harden vom 11. März hervor.



gegen Ihre so starken heftigen präzisen Eindrücke ausspielen zu wollen (die andren zwei Werke wollte ich nur damit verknüpfen, um dem Aufsatz der mir vorschwebte, die *einzelne* Pointe, das Grelle zu nehmen) aber wenn der Brief etwas war – und das weiß ich, für solche Dinge habe ich ein viel zu sicheres Gedächtnis – so war er sehr persönlich: er war aus einer Erregung herausgeschrieben, in die einen nur die ganz wenigen Menschen, die einem sehr viel bedeuten, werfen können, er war – ich muss mich vertheidigen und das zwingt mich, Worte zu brauchen – wo man Angst hat, Worte zu brauchen – er war persönlicher, er musste Ihnen vibrierender und stärker als andere zeigen, wie nahe mir alles geht was Sie thuen – ich erinnere mich keines Details, nicht einmal ob er lang oder kurz war – aber ich fühle es nach, dass er voll Zutrauen und – es ist absolut fürchterlich, diese Worte anwenden zu müssen – Herzlichkeit oder Zuneigung war – ich quälte mich ab, auch die Tage nachher, ich fühlte wieder, dass Sie litten, ich fand in einer Zeitung absurde groteske einem das Blut ins Gesicht treibende Details einer Verleumdungscampagne,<sup>222</sup> ich wollte Ihnen jeden Tag telegrafieren – und nun schreiben Sie mir einen Brief, der mich so traurig machen muss ... schreiben mir »sehr geehrter Herr Doctor« die furchtbarste Aufschrift, und so bewusst, Sie, der die Wucht einer solchen Nuance selbst so fühlt, schreiben mir »Ihr Brief vom 5. des Monats« und »in vorzüglicher Hochachtung«. Wollen Sie mir weh thun? Ich bin irgendwo in mir so sicher, dass Sie es nicht wollen, ich fühle indem ich schreibe, einen Blick ihrer Augen so sehr – einen undefinierbaren Blick, der für mich etwas nicht zu vergessenendes, aufregendes und rührendes hat –

<sup>222</sup> Bei der Kampagne gegen Harden ging es immer noch um dessen angeblich unzulässige Aktiengewinne im Zusammenhang mit der Hibernia-Affaire (vgl. Anm. 178 und 214). Leuß, der Harden mit hartnäckigem Eifer öffentlich anprangerte, hatte, nachdem ein Vermittlungsversuch durch einen Bekannten Rathenaus gescheitert war, einen neuen Vorstoß unternommen. So war u. a. am 5. März in der »Welt am Montag«, für die Leuß schrieb, ein scharfer Artikel erschienen. Den Zwischenstand der Affaire spiegeln Hardens Brief an Rathenau vom 28. Februar 1906 und Rathenaus Briefe vom 5. und 8. März (BW Rathenau – Harden, S. 462–65). Im Brief vom 8. März beglückwünscht Rathenau Harden übrigens aufmunternd zu dessen »glänzender Analyse des ›kalten Orients‹ [...] und seiner Propheten«. Gemeint ist der Aufsatz über Hofmannsthals »Ödipus und die Sphinx«. Harden war durch die neuerliche Kampagne offensichtlich recht mitgenommen, was wohl mit ein Grund für seine schroffe Reaktion auf Hofmannsthals Vermittlungsversuch in der Schnitzler-Sache ist.

Lieber Herr Harden, wollen Sie mir eine große Freude machen? Bitte nehmen Sie diesen Brief zurück: ich mag ihn nicht aufheben und einen Brief von Ihnen wegwerfen mag ich auch nicht, bitte nehmen Sie ihn und verbrennen ihn und gedenken meiner gut und freundlich. Ich kann doch nicht diesen neben die Karte legen, in der Sie schrieben: »ich brauche Ihre Nähe.«<sup>223</sup>

Adieu, lieber Herr Harden, bitte antworten Sie mir *gelegentlich* mit wenigen Zeilen.

Ihr

Hofmannsthal

Grunewald

7. 12. 06

Lieber Herr von Hofmannsthal,

besten Dank für Ihren Brief.<sup>224</sup> Sie wissen, wie ich mich freue, Sie zu sehen.

Vielleicht paßt es Ihnen Sonntag, ein klein bißchen später. Herr Theodor Wolff, Chefr. des Berliner Tageblattes, wollte nämlich mich an diesem Tag besuchen und ich weiß nicht, ob dieses Zusammentreffen Ihnen bequem wäre.<sup>225</sup> Ich darf Sie am Ende gegen 5 erwarten, wenn meine Vermuthung richtig ist.<sup>226</sup>

Ihr

Harden

<sup>223</sup> Nicht überliefert.

<sup>224</sup> Nicht überliefert.

<sup>225</sup> Theodor Wolff war einer der ältesten Bekannten Hardens aus dem Umfeld des Berliner Journalismus. 1889, als Wolff noch als Korrespondent des »Berliner Tageblatts« in Paris arbeitete, bildeten Harden, Wolff und Otto Brahm den inneren Kern derjenigen Gruppe, die schließlich – unter dem Eindruck des Pariser *Théâtre libre* von Antoine – den Theaterverein Freie Bühne gründete, der im Oktober 1889 mit Ibsens »Gespensstern« debütierte. Nach Hardens baldigem Rückzug aus der Unternehmung brach der Kontakt zwischen Harden und Wolff offensichtlich für einige Jahre ab. Nach 1900 kam es zu einer erneuten Annäherung. Theodor Wolff war mittlerweile zum Chefredakteur des »Tageblatts« avanciert. Bis 1920 sahen sich die beiden Publizisten regelmäßig. Im Herbst 1912 verbrachten sie sogar gemeinsame Ferien in dem holländischen Seebad Nordwijk. Harden legte aber in seinen persönlichen und geschäftlichen Beziehungen zu Wolff offenbar niemals das für ihn so kennzeichnende Mißtrauen ab. (Weller, Harden, S. 29f und 65; Young, Harden, S. 150).

<sup>226</sup> Der vorgeschlagene Zeitpunkt überrascht etwas, denn am Sonntag um 8 Uhr (vgl. B II, S. 245) hatte Hofmannsthal seinen Vortrag »Der Dichter und diese Zeit« zu halten.

[gedr. Briefkopf]  
Savoy-Hotel Berlin  
Friedrichstr. 103

8<sup>ter</sup> 0<sup>h</sup> [8. Dezember 1906]

lieber Herr Harden

Harry Kessler wird Ihnen gesagt haben, in welcher kläglich lächerlichen Situation ich da sitze, stimmlos wie ein Fisch. Es wäre mir aus vielen Gründen so sehr peinlich und ärgerlich, den Vortrag in der letzten Minute abzusagen.<sup>227</sup> Da bleibt mir nichts über, als das *mögliche* zu thun, mit halber Hoffnung, mehr *entêtement* als Hoffnung.

Sitze da, im Hotel, und schweige, und könnte Sie sehen, könnte Harry Kessler sehen und Tschudis neue Bilder<sup>228</sup> und den netten Rathenau<sup>229</sup> und die St. Denis<sup>230</sup> und Gottweiß was! So dumm! Und

<sup>227</sup> Vgl. Hofmannsthals Brief an Helene von Nostitz vom gleichen Tag: »Ich bin gestern hier so heiser angekommen, so völlig stimmlos, daß ich noch jetzt nicht weiß ob es denkbar ist daß ich morgen abend den Vortrag halte, aber wenigstens hab ich die 48 Stunden bis dahin Hausarrest, kann niemand besuchen, niemand empfangen, mußte Harry ein so nettes Frühstück absagen das er mir der St Denis und der Eysoldt geben wollte, mußte Richard Strauss absagen, kurz sitze trübsinnig im Hotel und schreibe Absage-briefe – und jetzt Ihnen auch noch einen. Ich bin so traurig. Aber daß ich – wenn ich morgen sprechen kann – dann nach 3 Tagen statt in 5 mit allen Berliner Dingen, die *corvée* für ein ganzes Jahr, fertig werde, das ist ganz undenkbar.« (BW Nostitz, S. 27) Noch aus Göttingen hatte Hofmannsthal Gertrud Eysoldt mitgeteilt, wie gedrängt sein Programm für den nur viertägigen Aufenthalt in Berlin sein werde: an einem dieser vier Tage (Sonntag, den 9. November) halte er seinen Vortrag, »und im Ganzen stehen auf meinem Zettel 32 Menschen, die ich sehen will und muß. Was soll da werden!« (B II, S. 245)

<sup>228</sup> Wohl die »Ausstellung deutscher Kunst« zwischen 1775 und 1875, die sogenannte Jahrhundertausstellung, die Hugo von Tschudi 1906 als Direktor der Königlichen Nationalgalerie in Berlin veranstaltete. Zur Bekanntschaft Hofmannsthals mit Tschudi vgl. Ursula Renners Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und Julius Meier-Graefe (HJb 4/1996, bes. S. 83, Anm. 8).

<sup>229</sup> Aus verschiedenen anderen Äußerungen Hofmannsthals geht hervor, daß seine Haltung gegenüber Walter Rathenau nicht ganz so zustimmend war, wie sie hier erscheint. Den Kontakt Hofmannsthals zu Rathenau hat Oswalt von Nostitz in seinem Vortrag über »Hofmannsthal und das Berliner Ambiente« skizziert (a.a.O., vgl. Anm. 4, S. 67f.).

<sup>230</sup> Hofmannsthal hatte soeben – am 25. November 1906 – einen Aufsatz über die amerikanische Tänzerin in der Wiener »Zeit« erscheinen lassen (»Die unvergleichliche Tänzerin«, GW RA I, S. 496–501). Die Bekanntschaft vermittelte Harry Graf Kessler, der von Ende Oktober an in einer Serie von Briefen an Hofmannsthal von der Tänzerin schwärmte (BW Kessler, S. 130–39) und der die beiden, wie Hofmannsthal an Helene von Nostitz schrieb, »zu einem Frühstück zusammengebracht« hatte (Brief vom 12. Dezember,



dann kommen Ihre 4 Arbeitstage, und ich kann Sie sicherlich nicht sehen! Es thut mir *so* leid, lieber Herr Harden.

Ich denke ich sage in Dresden ab<sup>231</sup> – und bleibe, sehe Sie doch noch – oder – ich weiß nicht – ich kann heute wirklich nichts wissen. Vielleicht ist mir morgen früh unglaublich viel besser und ich kann zu Kesslers Frühstück und sehe Sie.

Gedenken Sie meiner jedenfalls freundlich, bitte

Ihr

Hofmannsthal

[9. 12. 1906]

Lieber Herr von Hofmannsthal,

ich hoffe, Sie erholen sich schnell und machen mir die Freude, Sie sehen zu können.

Herzlich der Ihre

Harden

[Postkarte]

[12. 12. 06]

An Herrn Dr. Hugo von Hofmannsthal  
in Berlin NW Savoy-Hotel, Friedrichstraße]

Lieber Herr von Hofmannsthal,

Sie sind zu m. Freude wiederhergestellt;<sup>232</sup> ich bin seit Sonntag abend arg unwohl, ganz nieder; u. mußte deshalb schon auf die Freude verzichten, Sie zu hören. Kann nur herzlich zum Erfolge gratuliren.

Also Sie kommen noch. Sehr schön. Wenns Ihnen bequem ist, auch Donnerstag, von 3 an. Dann bitte nur, mirs sagen zu lassen.

Herzlich Ihr

Harden

BW Nostitz, S. 28f). Im selben Brief beschreibt Hofmannsthal Ruth St. Denis als »ein so kluges und nettes Wesen«, »mit so viel Kopf bei so viel Genialität des Körpers«. Sie tanze wunderbar und entzücke »die Geschinack habenden Menschen sehr«.

<sup>231</sup> Zu den ursprünglichen Dresdner Plänen und Verpflichtungen vgl. Hofmannsthals Brief an Helene von Nostitz aus Frankfurt vom 4. Dezember (BW Nostitz, S. 25f).

<sup>232</sup> Am 11. Dezember meldete Hofmannsthal seinem Vater, es gehe ihm »ganz gut, auch mit den Nerven, ich schlafe ausgezeichnet. Es war nur eine vorübergehende Sache durch die gehetzte Arbeit in Rodaun« (B II, S. 246).

[Postkarte]

13/12 06 [Poststempel: 14. 12. 06]

An Herrn

Dr. Hugo v. Hofmannsthal in Berlin NW  
Savoy-Hotel, Friedrichstraße,

Lieber Herr von Hofmannsthal,  
es freut mich sehr, daß ich Sie Freitag um 4 sehe.  
Herzlich Ihr

H.

[gedr. Briefkopf, durchgestrichen]

III. Jacquingasse 41<sup>233</sup>

Samstag Rodaun b/ Wien [April 1907]

lieber Herr Harden

ich freue mich so sehr, aus der Zeitung zu sehen, dass Sie nach Wien kommen, und das endlich einmal, ohne dass ich abwesend bin. Wie sehr freue ich mich, Sie für ein paar Stunden bei mir zu haben, Ihnen mein kleines Haus, meine Kinder, meine Bäume zu zeigen – Harry Kessler sagte mir, als er fortfuhr:<sup>234</sup> man kenne einen befreundeten Menschen doch erst ganz — wenn man ihn in seiner häuslichen, seiner organischen Umgebung gesehen habe – hoffentlich werden Sie es ähnlich empfinden – das Schönste wäre, Sie kämen zum Frühstück hinaus (1/2 2) oder zur Theestunde, ganz wie es Ihnen bequem ist – wenn Sie mich verständigt haben welcher Tag Ihnen passt (und wo Sie in Wien absteigen) schreib ich Ihnen die Züge.

Ich freue mich sehr.

Herzlich und aufrichtig Ihr

Hofmannsthal

<sup>233</sup> In der Jacquingasse 41 wohnte die Familie des Industriellen Louis Philipp Friedmann (1861–1939), eines Schulkameraden Arthur Schnitzlers. Hofmannsthals Schwiegereltern und seine Frau Gerty waren mit den Friedmanns gut befreundet. Im Sommer 1910 unternahmen beide Ehepaare eine Reise über den Bodensee in die Dolomiten. – Diese Angaben verdanke ich Peter Michael Braunwarth (Wien).

<sup>234</sup> Harry Graf Kessler hatte die zweite Hälfte des März in Wien verbracht, wo er einen Vortrag zu halten hatte (vgl. BW Kessler, S. 142–54). Es war das erste Mal, daß er Hofmannsthals in Rodaun besuchte. In drei Briefen vom 26. und 28. März und vom 3. April versicherte er, daß ihm das »hübscheste Rokoko Schloßchen«, Hofmannsthals Haus in Rodaun, einen überaus »starken, menschlichen Endruck« gemacht habe. – Hardens Reise nach Wien konnte nicht nachgewiesen werden.

Lieber Herr von Hofmannsthal,

das ist eine Freude. Der schöne Band, Ihr gütiges freundschaftliches Wort und die Aussicht, dieses schöne Bekenntnis doch endlich zu lesen, von dem ich immer nur hörte.<sup>235</sup>

Ich danke Ihnen aufrichtig.

Hatte Rippenfellentzündung und dachte es sei aus. Dachte albern, wie man in solcher Stimmung wird, ob später mal einer sagen würde: Eigentlich schade; manchmal fehlt einem der Kerl doch. Dann wollte mich einer erschießen, der sich drauf versteht. Dann kam ein Rückfall. Und so lebt man.

Und da war Ihr Buch und Ihr Wort mir ein Sonnenstrahl, der über eine Mauer sickert, derrière lequel se passe quelque chose.

Nehmen Sie es, bitte, so, wies gefühlt ist. Ich sitze seit 44 Stunden (mit dem Athmen gehts noch immer nicht recht) bei der allwöchentlichen Fron; und habe einiges durchgemacht.

Ja, und nun machen Sie mir Konkurrenz (hübsch geschäftsmännisch nicht?) und werden Herausgeber?<sup>236</sup> Ganz wallensteinerlich wurde mir. Aber ich hoffe, wir bleiben einander noch?

Herzlich dankbar grüßt Sie, Jungmeister,

Ihr

Harden

Bologna,

27 Mai [1907]

lieber Herr Harden

Gestern, zwischen Venedig und Bologna,<sup>237</sup> las ich diesen grandiosen Aufsatz über das englische und französische Theater.<sup>238</sup> Vor mehr als

<sup>235</sup> Hofmannsthals Vortrag »Der Dichter und diese Zeit« war im März 1907 in der Neuen Rundschau (Berlin, 18. Jg., 3. Heft) gedruckt worden. Harden bezieht sich wohl auf den Druck im ersten Band der »Prosaischen Schriften«, der 1907 bei S. Fischer erschien.

<sup>236</sup> Harden spielt hier auf Hofmannsthals Mitarbeit am »Morgen« an. Am 14. Juni 1907 startete die neubegründete Wochenschrift für deutsche Kultur, die gemeinschaftlich von Werner Sombart (Kulturphilosophie), Richard Strauss (Musik), Georg Brandes (Literatur), Richard Muther (Kunst) und Hugo von Hofmannsthal (Lyrik) herausgegeben wurde. Nach einem Jahr zog sich Hofmannsthal enttäuscht wieder aus der Unternehmung zurück. Vgl. dazu Martin Stern in: HB 21/22, 1979, S. 112–17.



einem Jahr, zwischen Florenz und Rom, las ich den Aufsatz zum Geburtstag des Herzogs von Meiningen.<sup>239</sup> Etwas nachher die Verteidigung des Kameruner Puttkammer, ein Ding das seinen Platz in einer Sammlung politischer Gerichtsreden (pro T. A. Milone u.s.f.) wahrhaftig behaupten würde.<sup>240</sup> Diesen Herbst, zwischen Göttingen und Hannover, die Abrechnung über die äußere Politik.<sup>241</sup> Sie sind schuld, lieber Herr Harden, wenn ich meine Eisenbahnfahrten (diese sind überhaupt für unsere Zeit etwas Gutes, merkwürdig die Concentration begünstigendes) nicht aus dem Gedächtnis verliere.

Vor diesem Aufsatz, diesem letzten da, stehe ich wieder mit einer Bewunderung, in die sich fast etwas von Nervös-werden mischt wie wenn man Athleten zusieht, die etwas *zu Schweres* machen. Übrigens: nicht – ich stehe davor, weil ich gerade zufällig so disponiert bin – sondern *es ist davor zu stehen*, man hat davor zu stehen.

Das Stupende ist zum Theil die *wirkliche* Bewältigung des Materials (Bewältigung nicht indem man es streift, sondern indem man es drunter-kriegt), dann die prachtvolle Klarheit der Disposition: welche geistige Heiterkeit strahlt das aus, die Masse so wohlgeordnet zu sehen: wie steht das Resumé der einen Hälfte (man sitzt im Theater? was hat das Theater diesen zu bieten?) wie steht das da! Und das Resumé der zweiten Hälfte zusammengedrängt in die blitzende Klarheit des Citats aus Brunetière, das in seinem originalen Context nie so imponierend gewirkt haben kann wie hier, wo es eine grandiose Anlage abschließt wie die pièces d'eau des Suisses den Park von Versailles.<sup>242</sup>

<sup>237</sup> Hofmannsthal reiste am 25. Mai mit seinem Vater für vier Wochen nach Italien, zunächst nach »Ravenna, dann Umbrien« (BW Schnitzler [1983], S. 228). Weitere Stationen waren Rimini, Ancona, Gubbio, Perugia, Florenz und Duino bei Triest (BW Schnitzler [1983], S. 375f). Den Abschluß bildete ein Aufenthalt in Venedig.

<sup>238</sup> »Das Theater«, in: Die Zukunft, Bd. 59, 25. Mai 1907, S. 253–69.

<sup>239</sup> »Herzog Georg«, in: Die Zukunft, Bd. 54, 24. März 1906, S. 433–40. – Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen wurde am 2. April 1906 achtzig Jahre alt. Im September desselben Jahres stand sein vierzigjähriges Regierungsjubiläum bevor. – Hofmannsthal war im April 1906 nach Rom gereist.

<sup>240</sup> »Puttkamer«, in: Die Zukunft, Bd. 54, 31. März 1906, S. 473–82. – Jesko von Puttkamer war Gouverneur von Kamerun und beschuldigt worden, seine »Amtsgewalt gröblich mißbraucht und durch unzünftigen Wandel Aergerniß erregt zu haben.«

<sup>241</sup> Vermutlich: »Paralipomena«, in: Die Zukunft, Bd. 57, 1. Dezember 1906, S. 325–41.

<sup>242</sup> Die ersten neunzehn der insgesamt sieben Seiten des Aufsatzes widmet Harden dem englischen Theater der zurückliegenden Jahrzehnte. Dabei geht er von der Feststel-

lung aus, daß die Theaterkunst in dem Land, das der modernen Welt das Drama geschenkt habe, zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf ihrem historischen Tiefststand angelangt sei. Harden schildert daraufhin die beiden einflußreichsten Versuche, das jüngere englische Theater zu reformieren: zunächst durch einen Theaterpraktiker, den Schauspieler und Regisseur Henry Irving, dann durch einen Theatertheoretiker, den Kritiker William Archer. Die Bilanz fällt aber letztlich doch negativ aus: Irving ist tot, auf Irving folgte Beerbohm Tree als wichtigster Theaterleiter, den Harden abschätzig beurteilt. Trotz Oscar Wilde und Bernhard Shaw sei Englands Bühne auch gegenwärtig »leerer als die irgendeines anderen europäischen Landes« (261). Eine Überleitung von zweieinhalb Seiten, die Hofmannsthal als »das Resumé der ersten Hälfte« anspricht, schildert den schweren Stand des Theaters in einer von täglich wechselnden Nachrichten und Sensationen überfluteten Welt. Schon Schiller habe vor hundert Jahren gemahnt, auch die Kunst müsse auf ihrer Schattenbühne nun einen höheren Flug wagen, »soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.« Diese Prophezeiung sieht Harden nun voll eingelöst. Weil die Abschilderung des Lebens außerhalb des Theaters ohnehin kräftiger und bunter Alltag ist, tendieren die Bedürfnisse des Publikums zum musikalisch-unterhaltenden Spektakel oder zu den hübschen Mädchen. Schlimmer noch: Das moderne Publikum »ist im Glauben und Willen nicht einig«. Die letzten fünf Seiten des Aufsatzes handeln vom französischen Theater, das, im Gegensatz zu den Verhältnissen in England und anderswo, immer noch eine Herzensangelegenheit der ganzen Nation sei und getragen von einer stattlichen Zahl wenn auch nicht sublimen, so doch tüchtiger Theaterautoren (Dumas fils, Augier, Feuillet, Paileron, Sardou oder Meilhac). Harden erzählt hier von zwei Rebellionsversuchen junger radikaler Autorengruppierungen gegen diese etablierten Dramatiker: beiden Angriffen, dem der Naturalisten um Zola und die Goncourts, sowie nach 1890 dem der Symbolisten, attestiert Harden mehr reklamebewußtes Geschrei als selbständige und bühnenwirksame Leistung. Die Jungen beschuldigten die Alten, für die Masse zu schreiben und fochten damit nicht, wie sie behaupteten, gegen eine »überlebte Konvention« an, sondern bestritten die »Lebensbedingung des Theaters«, das nach Harden »nur als Massenkunst ein Recht des Daseins hat«. Sie verpönten die Handlung, da sie nicht fähig gewesen seien, eine Handlung folgerichtig zu entwickeln. Ihnen habe »Brunetiére, der tapfere Kritiker, um den wir jetzt trauern [...] damals geantwortet: »Menschenbilder giebt uns der Moralist und der Psychologe, Bourdaloue und Labruyère so gut wie Molière; die Satire kann die Lächerlichkeit geißeln und so die Sitten bessern; Darstellung der Leidenschaft ist Aufgabe des Romans. Mais ce qui n'appartient qu'au théâtre, ce qui fait à travers les âges l'unité permanente et continue de l'espèce dramatique, si j'ose ainsi parler, ce que l'histoire, ce que la vie même ne nous montrent pas toujours, c'est le déploiement de la volonté: et voilà pourquoi l'action demeurera la loi du théâtre, parce qu'elle est enveloppée dans son idée même. Wer dem Drama die Handlung, äußere oder innere, nimmt und es, mit frevler Berufung auf große Namen, in die Pflicht der Zustandsschilderung pfercht, bricht ihm das Herz aus. Nebenschöflinge mag es dann noch treiben; zur Kronenhöhe aber wächst es mit solchem Defekt nie empor« (S. 268f). Die wahre Theatererneuerung ist, Harden zufolge, weder von den Naturalisten noch von den Symbolisten ausgegangen, sondern vom *Théâtre-Libre* des Antoine, der sich im Gegensatz zu jenen auch bald durchgesetzt habe und nun, der ehemalige Rebell, Direktor des *Odéon* sei, des »Staatstheaters für die reifere Jugend«. Im übrigen sei der Aufstand der Jungen gescheitert und in den großen Theatern alles in alter Ordnung geblieben, denn »der Franzose ist in

Ich freue mich, lieber Herr Harden, dass ich es in mir habe, mich einer solchen Leistung innerlich zu bemächtigen und mich darüber zu freuen mit einer Intensität, die mir mehrere Tage aufheitert. Ich danke Ihnen sehr für die gütigen Zeilen, die ich vor meiner Abreise von Ihrer Hand hatte.

Dass Sie den Vortrag mit dem ernststen Wort »Bekenntnis« auszeichnen und von einer Ungeduld sprechen, ihn kennen zu lernen, hat mich zugleich erfreut und fast befangen gemacht.<sup>243</sup> Ist es ein Bekenntnis? Wahrscheinlich doch. Es ist eine Geste zumindestens. Eine Geste von halber Intimität, nicht von der letzten. Ein halb politisches, halb persönliches Manifest. (Alle diese 4 Dinge übrigens die da nebeneinander stehen.) Ob diese Dinge in diesem Deutschland irgend einen, den leisesten Widerhall finden, weiß ich nicht. Das einzige was an meiner litterarischen Bethätigung vielleicht etwas werth ist, zumindestens Achtung wert ist, die Linie davon, das Ganze, die Continuität, die ernsthafte und einigermaßen künstlerische Continuität – wer hat ein Organ dafür? wer bringt überhaupt ernsthafte *Achtung* für ein Geistiges auf? Da zerrt einer an meinen Gedichten herum (lobt sie meinelhalben, aber wie, und aus was für Gesichtspunkten) dort behandelt einer eines von den Stücken, als ob das mein A und O wäre und ich überhaupt sonst nie etwas gemacht hätte – manchmal scheint es mir unglaublich ärmlich um dieses Ganze meines litterarischen Daseins zu stehen – dann denke ich wieder an die Menschen, die mich versichern, dass ich ihnen manchmal etwas gegeben habe, das sind dann Sie und Kessler und der alte so fabelhaft kluge Dilthey<sup>244</sup> und Meyer-Graefe und van de Velde – und dann möchte ich mit niemandem tauschen.

seinen Gewohnheiten hyperkonservativ«. Der Aufsatz schließt mit vier knappen Sätzen über den Zustand des Theaters in Berlin. Ein mageres Theaterjahr als das endende habe man selten gehabt. Von der »berlinisch-deutschen Theaterkrise« werde noch zu reden sein.

<sup>243</sup> »Der Dichter und diese Zeit«.

<sup>244</sup> Hofmannsthal, so die Herausgeber der GW, hatte Dilthey 1906 in Berlin getroffen und ihm anschließend seine lyrischen Dramen geschickt, woraufhin dieser antwortete, er habe »viel nachgedacht über diese an Goethes Jugenddichtungen anknüpfende dramatische Form, der Sie nun ein neues, aus Ihrem eigensten Wesen stammendes Leben gegeben haben. Eine Form, die direkter als jede andere Sinn, Wert, Bedeutung des Lebens auszusprechen möglich macht und doch dabei rein poetisch bleibt« (GW RA I, S. 664). – Nach Diltheys Tod verfaßte Hofmannsthal einen Nachruf, der am 19. Oktober 1911 im Berliner Tag erschien (»Wilhelm Dilthey«, GW RA I, S. 451–54).



Ich hoffe sehr, es war ein Scherz, lieber Herr Harden, es war ja auch sicher ein Scherz und es könnte Sie keinen Augenblick ungeduldig machen – dass ich um materieller Vortheile willen, die ich nun einmal nicht entbehren kann und von denen ich das Eigentliche meiner Production frei *erhalten muss*, diese Mitredaction des Morgen (ich freue mich übrigens der Gedichte die ich bringen werde, fast durchaus von Unbekannten oder Halb-unbekannten) angenommen habe? Angenommen nachdem mich der Redacteur, ein Doctor Landsberger, mehr als einmal versicherte – dass Sie der Unternehmung beratend gütig gegenüberstünden.<sup>245</sup>

Ich kann nicht denken, dass Sie Zeit finden könnten, mir über das Prosabuch ein paar Zeilen zu schreiben, wenn aber ja, so adressieren Sie bitte nach Rodaun, dann brings meine Frau mir später nach.<sup>246</sup>

Ihr

Hofmannsthal

Grunewald

6 / 7 07

Lieber Herr von Hofmannsthal,

An Ihre Psychologie und an Ihre Menschlichkeit wende ich mich gewiß nicht vergebens mit der Bitte um Nachsicht. In den letzten Monaten habe ich so Merkwürdiges erlebt und dieses Erleben war mit so widriger Arbeit verbunden, daß es mir ganz unmöglich war, auf Ihren schönen, schönen und tröstlichen Brief zu antworten, für ihn so zu danken, wie ichs möchte. Auch heute werde ichs so nicht können. Ich hatte etwas Nützliches, für das Reich Gutes gethan, so still und anständig, wie ichs erreichen konnte:<sup>247</sup> und sah mich in zweihundert Zeitungen wochenlang als der dernier des derniers hingestellt. Das macht ja nichts. War mir auch nur in diesem Umfang neu. Aber die Impression ist doch sehr merkwürdig. Man bekommt ganze Haufen bedrucktes Papier ins Haus und sieht das Einfachste entstellt, das Sicherste umgestoßen. Sieht, daß man ganz feig, ganz erbärmlich ist,

<sup>245</sup> Dr. Artur Landsberger (1876–1933) war Schriftleiter des »Morgen«.

<sup>246</sup> Vgl. Anm. 248.

<sup>247</sup> Siehe S. 18ff.

und könnte doch jede Minute feststellen, daß man der Einzige war, der überhaupt etwas wagte; das Bißchen, was ein moderner Mensch aber wagen kann. Und weiß, daß nun Millionen all diese prachtvollen Artikel lesen. Und hat, zu aller Arbeit, Prozesse, Prozesse auf dem Hals ... Doch dies nur, um mich zu entschuldigen.

Und weil Sie mir mal angedeutet haben, daß Sie, ein so ganz Anderer, Ähnliches empfunden haben, ähnliches Staunen, daß man nach einer Lebensleistung, die sich in der Nachbarschaft immerhin sehen lassen kann, behandelt wird wie ein Stümper und Geck. Hier u. da. Denken Sie sichs ver Hundertfacht (das genügt noch nicht), denken Sie sich, daß jeder kleinste Schmierer thut, als sei die Thatsache meiner Lumperei, Unfähigkeit, Erbärmlichkeit ja längst notorisch ... Sicher: die Presse ist eine »Kulturmacht«.

Ich danke Ihnen sehr für Ihren guten Brief und für das Buch, das in so schöner ernster Heiterkeit die Empfindungen und Gedanken einer feinen Seele giebt.<sup>248</sup> Und über die ich Ihnen mehr schreiben will, wenn dieser Tumult etwas stiller geworden ist und ich noch lebe. Mir gehts so schlecht, daß ich nun doch daran dachte, wenigstens auf zwei Wochen einmal fortzugehen. Da kam diese Geschichte und ich muß bleiben.

Hoffentlich geben Sie uns in diesem Winter ein Drama. Der vorige war leer. Und da ich für Hauptmann nun mal nicht das rechte Organ habe und von Schnitzler enttäuscht bin: von wem als von Ihnen könnte ich Reifes, Freudendes hoffen? Kessler ist ganz stumm geworden; seit Palézieux's Tod.<sup>249</sup> Ich weiß nicht, wo er ist.

Herzliche Sommerwünsche schickt Ihnen

Ihr

Harden.

<sup>248</sup> Vermutlich der zweite Band der »Prosaischen Schriften« (S. Fischer, Berlin 1907).

<sup>249</sup> Aimé von Palézieux-Falconnet war Generaladjutant am Weimarer Hof gewesen und starb Anfang Februar 1907 in Berlin offiziell an Lungenentzündung. Kessler läßt in seinem Brief an Hofmannsthal vom 17. Februar jedoch durchblicken, daß Palézieux möglicherweise Gift genommen habe, nachdem Kessler ihn beschuldigt hatte, »Hunderttausende von Museumsgeldern« veruntreut zu haben (BW Kessler, S. 146f.).

[gedr. Briefkopf]  
Südbahn-Hôtel  
Semmering  
Austria<sup>250</sup>

den 5 September [1907]

lieber Herr Harden,

jetzt da ich mitten in dieser Arbeit bin, denke ich so oft und so lebhaft an die freundlichen wohlthuenden Worte Ihres letzten Briefes: dass Sie für diesen Winter wieder ein Theaterstück von mir erwarteten. Ich frage mich: ob dieses nun Sie nicht enttäuschen wird, da es Prosa ist, da es sich dem was wir Wirklichkeit zu nennen übereinkommen, stärker anschmiegt als meine früheren Arbeiten, da sogar der oesterreichische Dialect sich bei den niedrigeren Figuren eingeschlichen hat.<sup>251</sup> Und doch hat diese Comödie, an der ich mit rechter Freude schreibe, keine innere Ähnlichkeit mit Nestroy, auch nicht mit Goldoni, an den ich manchmal denken muss, auch mit keinem Neueren ... manchmal, so wie ein ganz gewöhnliches Stück Baumrinde manchmal in der tiefstehenden gedämpften Sonne aussehen kann wie pures Silber – kommt es mir vor als ob es verwandt wäre mit den Comödien Shakespeares, gar nicht im Äußeren, wie gesagt es ist Prosa mit Dialect gemischt, der Dialect wieder verschieden gefärbt im Mund des Wirts, des Bedienten, des Edelmanns (es spielt gegen 1850) – wohl aber im Innern, in dem Geheimnisvollen was man mit dem Wort Stil aussprechen will, in der tiefsten Mischung der Elemente, in dem *Gewebe* aus Zartem und Niedrigerem, Eingeschränktem und Lyrisch-unendlichem. Gott mag wissen, was es im Grunde ist – oder wird, denn nur der erste Act steht da.

Ich hoffe ich bin im October fertig,<sup>252</sup> ich hoffe ich komme dann nach Berlin und ich hoffe ich sehe Sie dann, lieber Herr Harden.

Dies ist mir so rätselhaft, dass Sie schrieben Sie hätten Harry K. seit dem Tode P's. nicht mehr gesehen, da er doch damals *Ende März* seinen kurzen Besuch in Rodaun noch verkürzte um nur sicher in-

<sup>250</sup> Der erste Absatz bereits in: SW XX Dramen 18, S. 229.

<sup>251</sup> »Silvia im Stern«.

<sup>252</sup> Noch 1907 gab Hofmannsthal die intensive Arbeit an dem Stück auf, das letztlich Fragment blieb, auch wenn sich Hofmannsthal in den folgenden Jahren immer wieder damit beschäftigt hat.



nerhalb Ihrer freieren Tage, einem Sonnabend oder Sonntag, bei Ihnen in Berlin zu sein. – <sup>253</sup>

Ihr Hofmannsthal

P.S. Er schrieb aus Rodaun auf einer Karte an Sie: auf dem Wege zu Ihnen. Seitdem habe ich ihn auch nicht gesehen.

Weimar, bei Graf Kessler

Am 4 XII. [1907]<sup>254</sup>

Lieber Herr Harden, ich war drei Tage in Berlin: einen Sonntag, dessen sehr erkältet und occupiert, dann den Montag und Dienstag, die Ihre schlechten Tage sind.

Ich komme den 9<sup>ten</sup> wieder und wäre sehr froh, Sie am 10<sup>ten</sup> oder 11<sup>ten</sup> oder 12<sup>ten</sup> oder 13<sup>ten</sup> zur gewohnten Stunde besuchen zu dürfen –

<sup>253</sup> Hofmannsthal schrieb am selben Tag an Kessler: »Ganz unerklärlich ist mir dies: daß Harden mir, mehr traurig als empfindlich, einmal schrieb, er habe dich seit Palézieux' Tod nicht gesehen. Du fuhrst doch damals im März seinetwegen nach Berlin.« Kessler antwortete am 28. September: »Harden habe ich im *April besucht* und ihm seitdem auch einen langen halb politischen Brief geschrieben, den er beantwortet und in einem seiner Artikel *benützt* hat. Es muß also ein Mißverständnis sein« (BW Kessler, S. 158 und 159f).

<sup>254</sup> Abschrift von Prof. Luise Pflug. – Zur Datierung vgl. vor allem Hofmannsthals Brief an Helene von Nostitz vom selben Tag (BW Nostitz, S. 47f). Dort teilt er, ähnlich wie im Brief an Harden, am Ende mit: »Ich bin hier bis Montag, dann in Berlin, Savoy«. Seine Erkältung erwähnt Hofmannsthal auch in einem nicht datierten Brief an den Vater (B II, S. 300f) vom »Montag« aus dem Savoy-Hotel in Berlin. Dieser Brief folgt in B II auf einen Brief an Georg Freiherr zu Franckenstein vom 3. Dezember aus Weimar. Der wahrscheinlichere Ablauf, wie er sich aus den Briefen an Helene von Nostitz, Harry Graf Kessler, den Vater und Maximilian Harden ergibt, ist folgender: Hofmannsthal hielt sich um den 20. November bei der Familie von Nostitz in Dresden auf (Brief an Kessler vom 21. aus Dresden, BW Kessler, S. 164f), reiste dann nach Berlin, wo er am Sonntag (24. November) an einer Matinée teilnahm, in der Ruth St. Denis griechische Tücher von Fortuny vorführte (Briefe an den Vater und an Helene von Nostitz, jeweils am »Montag«, also am 25. November, B II, S. 300f und 301–03; auch der Brief an Helene von Nostitz wäre demzufolge falsch eingeordnet, nicht nur in B II, sondern auch im BW Nostitz; vgl. auch den Brief an Franckenstein vom 3. Dezember, in dem die Matinée Fortunys rückblickend nochmals erwähnt wird). Donnerstag (28. November) fuhr Hofmannsthal dann wieder nach Dresden (vgl. B II, S. 301 und 303), am Sonntag, dem 1. Dezember, weiter nach Weimar (vgl. B II, S. 301, auch BW Kessler, S. 165) und am 9. abermals nach Berlin. Der in B II gedruckte Brief an den Vater aus Dresden (S. 305) ist fälschlich auf den 10. Dezember datiert. Hofmannsthal hat ihn, wie auch aus einem unveröffentlichten Brief an den Vater vom 29. November hervorgeht (Auskunft von Ellen Ritter), bereits am 30. November geschrieben.

wie ich es freilich auch begriffe, wenn Sie mich ablehnten – in einem Augenblick solcher Anspannung. Aber vielleicht haben Sie doch eine halbe Stunde für mich – ich wäre traurig Sie gerade unter diesen Umständen und um dieser Umstände willen nicht sehen zu dürfen.<sup>255</sup>

Ein Wort von der Hand Ihres Secretärs trifft mich bis Montag morgens hier.

Ihr

Hofmannsthal.

[gedr. Briefkopf]

Cranachstrasse 15. Weimar

bei Gf. Kessler

Montag. [9. Dezember 1907]

Mein lieber Herr Harden

wollen Sie mir die Freude machen mich, – wenn ich hauptsächlich um dieser Stunde willen, den nicht beabsichtigten Rückweg über Berlin nehme – Donnerstag nachmittags 4<sup>h</sup> ½ zu empfangen? Ich möchte diesen kurzen Zeilen vieles Freundliche und Ernste hinzufügen – aber ich habe nun den Gedanken, Sie bald wiederzusehen, manches mit wenigen Worten aufzuklären, was vielleicht einer Aufklärung bedarf, und mit besonders freiem Kopf, jeder »Actualität« entledigt, mich Ihrer kostbaren Theilnahme an meiner Existenz – nicht bloß der productiven Existenz – zu versichern, Ihnen einen kleinen Beweis lebhafter Anhänglichkeit zu geben – habe diesen Gedanken nun einmal so lebhaft erfaßt, dass ich alles dieser Stunde vorbehalten möchte.

Aufrichtig Ihr

Hofmannsthal.

Ich hoffe nicht ganz unrichtig mich des Donnerstags als eines relativ disponiblen Tages Ihrer Einteilung zu entsinnen.<sup>256</sup> Sie werden mich sehr beruhigen wenn Sie die große Güte haben, mir 2 Worte zu *depeeschieren*.

<sup>255</sup> Der zweite Moltke-Prozeß, der am 19. Dezember eröffnet wurde (vgl. S. 19).

<sup>256</sup> In den drei Jahrzehnten des Erscheinens der »Zukunft« (ab Herbst 1892) verlief Hardens Arbeit als Herausgeber und wichtigster Beiträger stets gleichförmig. Die »Zukunft« erschien an jedem Freitag. Wenn die Ausgabe herausgebracht war, begann Harden sofort mit der Materialsammlung für das nächste Heft. Vgl. Weller, Harden, S. 59; vgl. auch: Young, Harden, S. 141f.

*Hofmannsthals Stellungnahme zum Prozess Moltke gegen Harden.*<sup>257</sup>

Ich höre, die Wendungen eines Prozesses, den ich als Ausländer nur sehr von ferne verstehen konnte und um des deutschen Ansehens wil-

<sup>257</sup> Im »Morgen«, Nr. 28/29 (19. Dezember 1907). In der Aktion des »Morgen« ging es um die Frage, ob man es bei Harden »mit einem Manne zu tun habe, der seine zweifellos hervorragenden Gaben zum Zwecke des allgemeinen Wohles verwendet, oder ob er sich ihrer lediglich in seinem Privatinteresse bedient«. An der Umfrage beteiligten sich in der Ausgabe vom 13. Dezember Dehmel, Liebermann, Thomas Mann, Dauthendey, Michael Georg Conrad, Wedekind, Bierbaum, Björnson, Holz, J. V. Widmann, Gustaf af Geijerstam, Strindberg, Hanns Heinz Ewers, Siegfried Trebitsch, Arthur Holitscher und Schnitzler. Die nächste Nummer vom 19. Dezember brachte Stellungnahmen von Brandes, Hofmannsthal, Kessler, dem von Harden einst so angefeindeten Sudermann (vgl. Hardens Streitschrift »Kampfgenosse Sudermann«, Berlin 1903), Halbe, Ernst von Wolzogen, Heinrich Mann, Herbert Eulenberg, Karl Henckell und nochmals Björnson, der sich in Fragen der Gerechtigkeit gern und mit Vehemenz zu Wort meldete (Der Morgen, 1. Jg., Nr. 27, S. 849–54 und Nr. 28/29, S. 935–39.). – Im Falle Schnitzlers ist bekannt, daß Landsberger die Stellungnahme, in der Schnitzler zunächst von seiner »heftigen Abneigung gegen die Beantwortung von Rundfragen« gesprochen hatte, redigiert und gekürzt hat. Schnitzler verwies ihm dieses Verfahren in einem Brief vom 21. Dezember: »Erlauben Sie mir Ihnen zu sagen: Sie waren (vielleicht) berechtigt, meinen Brief auf Ihre Rundfrage Harden betreffend, in den Papierkorb zu werfen. Sie waren aber ganz bestimmt nicht berechtigt – ohne mich zu fragen – aus meinem Brief die paar Zeilen abzudrucken, die Ihnen passen und die anderen wegzuredigieren« (Schnitzler, Briefe 1875–1912, S. 569 und 570). Schnitzler, dessen »Ruf des Lebens« von Harden im März des Vorjahres so hämisch besprochen worden war, hatte über Harden geschrieben: »Und nur die Erwägung, daß innerhalb unserer, durch Mißtrauen, Übelwollen und Unterschieben persönlicher Motive vergifteten Atmosphäre, mein Schweigen falsch gedeutet werden könnte, veranlaßt mich hier auszusprechen, daß ich an der Ehrenhaftigkeit Hardens so wenig je gezweifelt habe, wie an der Stärke seiner Begabung. Wenn ich mich auch mit seinen Ansichten nach Inhalt und Ton nicht selten in Widerspruch gefühlt habe.« (Schnitzler, Briefe 1875–1912, S. 569; vgl. auch: Morgen, 1907, S. 854. Landsberger hatte »Ton« in »Tonart« korrigiert, und für »geföhlt habe« »befinde« gesetzt.) – Hofmannsthals Stellungnahme wird wohl dem Wortlaut nach gedruckt worden sein. Dafür spricht seine Stellung bei der Zeitschrift wie auch eine briefliche Äußerung vom 23. Dezember gegenüber Dehmel: »Die kleine Sache, die Erklärung über Harden, fand ich einfach vorzüglich (rein stilistisch). Die meinige, stehend, eilig, im Hotel, nur mit den Händen, nicht mit dem Kopf geschrieben, kam auch abgesehen von Druckfehlern daneben freilich nicht in Betracht, aber auch keine der anderen.« (HB 21/22, 1979, S. 45f.) Hofmannsthal hatte allerdings Ursache, Dehmel Freundlichkeiten zu erweisen, denn dieser war, etwa mit seiner lyrischen Traumprosa »Die Gottesnacht« (Ausgabe vom 19. Dezember, S. 894–911), der wichtigste und willigste Beiträger zu dem von Hofmannsthal betreuten Lyrikressort (vgl. Anm. 236). Die Druckfehler, auf die Hofmannsthal anspricht, könnten sich bspw. auf »schwerer«, etwa Mitte der Erklärung, beziehen, wo es wohl eigentlich »schwer« heißen muß. – Eine zur selben Zeit initiierte Unterschriftenaktion des Grafen Reventlow blieb offenbar im Ansatz stecken (vgl. BW Rathenau – Harden, S. 541f.).



len sehr bedauern mußte, hätten es mit sich gebracht, daß man Herrn Harden von links und rechts desavouiert und eine Art von Ostrazismus an ihm vollstrecken will.

Ich kann es nicht gut verstehen, wie ein einziger, vielleicht unglückseliger, immerhin in seinen Motiven ganz unpersönlicher Schritt, eine einzige, vielleicht unglückliche aber keinesfalls unehrenhafte Geberde sollten die Lebensarbeit eines außerordentlichen Publizisten auslösen können, eines Mannes dessen Stellung im Leben und in der Politik immer schwerer zu definieren und leicht zu verleumden war, dem aber ganze Konventikel erbitterter Gegner niemals Schlimmeres nachweisen konnten, als daß er einsam, reizbar und unbestechlich ist. Ich weiß, daß ich die unvergleichliche Arbeitskraft, das stupende und stets gegenwärtige Wissen und die aufs Große gerichtete publizistische Allüre des Herausgebers der »Zukunft« bewundert habe, lange bevor ich irgend Ursache hatte, ihm für sein Verständnis und seine Haltung meinen Artikeln gegenüber dankbar zu sein, und ich bedaure nicht die Nötigung, nur die Ursache, die mich nötigt, diese beiden Gefühle, die ich Privatbriefen mehr als einmal anvertraut habe, nun in einem nicht privaten Briefe auszuprechen.

Hugo von Hofmannsthal

[gedr. Briefkopf]

Pozsony Diószegh, Kastély<sup>258</sup>

Kastell Dioszegh

den 8<sup>ten</sup> I. [1908]

lieber Herr Harden

ich bin in Gedanken oft und lange bei Ihnen. Ein Wort aus einer fernen Region, aus einer Sprache, derer sich unsere Phantasie selten zu bedienen pflegt, drängt sich mir immer wieder in den Sinn: dass es Prüfungen giebt, *verhängte Prüfungen*.<sup>259</sup> Für mich spielt dies alles nicht zwischen der Welt und Ihnen – was ist die Welt? – was kann die Welt gegen uns wofern wir mit uns selbst einig sind? – sondern Sie haben gegen sich selber ein geheimnisvolles gefährliches Spiel gespielt – und

<sup>258</sup> Dieser Brief liegt als einziger der Korrespondenz im Deutschen Literaturarchiv Marbach.

<sup>259</sup> Hardens Verurteilung im zweiten Moltke-Prozeß am 8. Januar (s. S. 19).

nun ist Ihnen dies auferlegt, damit Sie sich selber finden. Ich weiß, Sie werden sich finden, und in sich alle Stärke und das wahre unbeugsame Selbstgefühl des Einsamen, der alles verlässt. Sie werden zu sich selber kommen, in einer ungeahnten Weise, das hoffe ich von ganzem Herzen. Es giebt ein Wort – ich sagte es meist in schweren Stunden halb bewusstlos mir her, ich sage es jetzt für Sie: Und sinkt mein Kahn, er sinkt zu neuen Meeren!<sup>260</sup>

Ihre Gesundheit ist, was mir die größte Sorge macht. Ich komme im Februar nach Berlin.<sup>261</sup> Hoffentlich darf ich Sie in Ihrem Haus sehen.

Ihr Hofmannsthal

R.

18 I. [1908]

lieber Herr Harden

vergeben sie mir meinen Brief. Er war sicherlich sehr ungeschickt, wenn er Sie verletzen konnte anstatt Ihnen das Gefühl sehr intensiver Theilnahme zu geben. Ich muss mich da von der Realität in sinnloser Weise entfernt haben. Dies begegnet mir zuweilen – und nichts verführt mich mehr dazu, als die Krisen der sogenannten, höchst gespenstischen Wirklichkeit.

Sie sagen mir, dass Sie sich nie verloren haben. Ich rechne die Augenblicke in denen ich mich *besitze*, zu den höchsten aber auch zu den seltensten.

<sup>260</sup> Die Verszeile hat Hofmannsthal in ihrer Originalform bereits 1895 innerhalb der Aufzeichnungen zum Dramenplan »Alexander / Die Freunde« notiert: »if my barks sinks it sinks to a new sea!« (SW XVIII Dramen 16, S. 21 und 30) Die Herausgeberin Ellen Ritter merkt an, daß diese Zeile, die Hofmannsthal häufig und hier wohl zum ersten Mal zitiert habe, auf einen Vers in dem Gedicht »A Poet's Hope« von William Ellery Channing (1817–1901) zurückgehe. Als Hofmannsthals wahrscheinliche Quelle nennt sie Emersons Essay »Montaigne, or, The Sceptic« aus »Representative Men« (in: Ralph Waldo Emerson, Essays, London 1890, S. 186). Auch im »Ariadne«-Brief von 1912 findet sich die Wendung (GW D V, S. 298), worauf Herbert Steiner aufmerksam gemacht hat (D I, S. 473). – Den Hinweis auf diesen Zusammenhang verdanke ich Konrad Heumann.

<sup>261</sup> Hofmannsthals waren vom 20. Februar bis zum 31. März in Berlin, wo Max Reinhardt »Der Tor und der Tod« inszenierte und Hofmannsthal sich rege ins gesellschaftliche Leben der Metropole mischten (vgl. B II, S. 310–19 und andere Briefe Hofmannsthals aus diesen Wochen).

Unter vier Augen (wie ich Sie nächstens zu sehen hoffe, selbst etwa neben Ihrem Krankenbett sitzend) hätte ich nie eine für den Moment unpassende und darum verletzende Terminologie gebrauchen können.

Immerhin, ich bildete mir ein, Sie bedauerten einiges. Dies war mein Irrthum. Er war mir allerdings nur von meiner Phantasie suggeriert nicht von Ihren widerwärtigen und feig-boshaften Feinden. Denn durch einen glücklichen Zufall enthalten die 3 Berliner Zeitschriften die mir ins Haus kommen (Kunst u. Künstler Morgen Schaubühne)<sup>262</sup> nur Anständiges, zuweilen sogar Schönes wie den Aufsatz von Scheffler.<sup>263</sup>

Sie schreiben: »Sie seien *erstaunt* mich verloren zu haben«. Dies tröstet mich: denn ich bin gewiss, wäre es Ihr Glaube, wäre es mehr als eine Regung von Ungeduld, so hätten Sie ein schmerzlicheres Wort gewählt. Ich hoffe, Sie sehen zu dürfen und bin

Ihr Hofmannsthal

<sup>262</sup> Die Illustrierte Monatsschrift für Bildende Kunst und Kunstgewerbe »Kunst und Künstler« erschien jeweils am vierten des Monats. Die Januarausgabe 1908 enthält keinen Bericht über den zweiten Moltke-Prozeß. Auf welchen Aufsatz des Herausgebers Karl Scheffler sich Hofmannsthal bezieht, ist unklar. Im folgenden Heft vom Februar 1908 erschien Hofmannsthals »Erlebnis des Sehens« (die Briefe IV und V der »Briefe des Zurückgekehrten«). – Der »Morgen« brachte in der ersten Nummer des Jahrgangs 1908 (3. Januar) eine Stellungnahme des Journalisten Karl Schnitzler zum laufenden Prozeß (»Der Proceß. Prolegomena«, S. 1–4), die anhand der Strafprozeßordnung die Aufhebung des ersten Urteils und die Neueröffnung des Verfahrens kritisch kommentiert und zu der Einschätzung gelangt, daß im zweiten Prozeß »unter einem riesenhaften Aufwand« der Versuch unternommen worden sei, »etwas als unwahr zu erweisen, was kein Mensch behauptet hat.« Das ist genau die Position Hardens, der stets bestritten hatte, Moltke der Homosexualität bezichtigt zu haben. – Die »Schaubühne« eröffnete ihre Ausgabe vom 16. Januar 1908 (4. Jg., Nr. 3) mit einem offenen Brief von Eduard Goldbeck an den Herausgeber. Jacobsohn hatte Goldbeck aufgefordert, »Harden zu charakterisieren«, nach dem Vorbild der großangelegten Umfrage im »Morgen« vom Dezember 1907. Goldbeck greift zunächst die Kritiker Hardens an und kommt dann auf Leistung und Persönlichkeit Hardens zu sprechen. »Nehmt«, fordert er, »die »Zukunft« in die Hand, lest ein Dutzend Aufsätze aus verschiedenen Jahrgängen und verschiedenen Stoffgebieten und prüft dann, ob in der deutschen Publizistik des vergangenen Jahrhunderts ein Schriftsteller gewaltet hat, der den Herausgeber der »Zukunft« an Sprachgewalt und Formkunst, an Wissen und Urteilkraft überträfe oder auch nur erreichte.« Am höchsten schätzt Goldbeck Hardens »Kritik des Kaisers«, die er als »rettende Tat« bezeichnet. »Diese Kritik ist sein historisches Verdienst, und dies Verdienst wird unauslöschlich sein.« (»Harden«, IV. Jg. 1908, S. 59–62).

<sup>263</sup> Karl Scheffler (1869–1951) schrieb regelmäßig in der »Zukunft«; von 1906 bis 1933 gab er die Zeitschrift »Kunst und Künstler« heraus.



